

2/2

Wiener Stadt- und
Landesbibliothek

25x

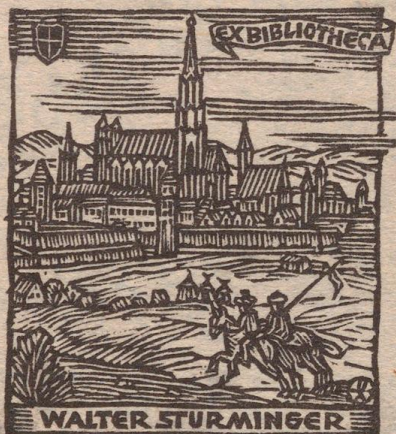
T.11066/A

MA 9 - SD 25 - 25 - 894 - 115518 - 38

Wiener Stadt- und Landesbibliothek **2EX**

11066 A

MA 9 - SD 25 - 25 - 894 - 115518 - 38





Ms. 70.87



53

IV



Bibliothek
Walter Sturminger

I.

Fortsetzung von Wien.

Schauspiele.

Wien zählt drei öffentliche Schauspiele: die Hezze, das Feuerwerk, und Theater, die mit einander wetteifern, das Publikum zu ergötzen.

Die Hezze ist nicht nur allein der niedrigsten, sondern auch der erhabneren, und sogar der ersten adelichen Menschen erfreulichste Augenweide. Das Amphitheater ist bei jedermaliger Vorstellung (wenn anders die Bitterung nur halb erträglich ist) so voll gedrängt, daß es nöthig wäre, gepanzert bei diesem Schauspiele zu erscheinen,

2 B. 4 H.

um



um seine Ripben ganz zu erhalten. Mit Thieren ist es diesmal sehr gut versehen. Der Unternehmer ließ 1784 einige mit vielen Unkosten kommen, und die Wiener waren bei ihrer Ankunft, eben so sehr im Jubel, als da der Marokanische Gesandte in ihre Mauren einzog. Unter diesen Thieren, die bestimmt sind, durch ihre für sie oft mit Schmerzen verbundenen Kämpfe die empfindsamen Wiener zu ergötzen, verdienen vorzüglich bemerkt zu werden: der Löwe, der an Schönheit und Stärke fast noch nie seines gleichen in Wien hatte; der polnische Raubbär; und der kleine Bär; einige wilde Stiere, die so wohl aus Polen, als aus Ungarn herbeigeschaft wurden.

Die Thiere werden mit grossen dazu abgerichteten Hunden gehezzet. Wenn diese ihre Schuldigkeit thun; das heisst: wenn sie mit vieler Geschicklichkeit den Thieren die Därmer aus dem Leibe reißen, so beflatschen die Wiener diese Hunde mit so lautem Beifall, als den Schröder bei der ruhrendesten Stelle. Die Liebhaber der Hezze halten

halten sogar eigene Hunde aus, und sind eben so stolz darauf, ziehen mit eben der triumphirenden Mine in die Stadt zurück, wenn diese den Sieg davon tragen, als Scipio nach dem Kapitol gieng, da er vor dem Senate an dem Tage, an welchem er vordem die Karthaginienser überwand, angeklagt wurde.

In wie weit solche Schauspiele von der größern oder mindern Sittlichkeit einer Nation zeigen, und ob sie nicht noch ein Ueberbleibsel der Barbarei sind, wollen wir nicht untersuchen. Rom, das alle Völker mit dem Namen Barbaren, schimpfte, dieses Rom selbst hatte Gladiatores, die ihr Blut versprizten, oder wohl auch oft ihr Leben auf dem Sande des Kampfsplatzes zur großen Freude der diesen Schauspielen bewohnenden Römer verloren. Gewis ist es indessen, daß ein vollkommen feines, gesittetes, aufgeklärtes Volk an dergleichen Schauspielen kein Behagen finden würde. Sein geläutertes Gefühl müßte ihm sagen, daß es grausam und unmenschlich sei, ein

Vergnügen durch den Schmerz irgend eines Geschöpfes, das so gut, wie ich, von der Hand des Ewigen gebildet ist, zu erkaufen. Allein was man auch darüber sagen mag, so wird doch der Wiener die Hezze noch immer schön und ergözend finden; eben so sehr, als der Spanier seine Stiergefechte, der Engländer seine Faustkämpfe, der Italiäner seine Singspiele, um deren Unnehmlichkeit willen, er so manche Mannheit versummelet. Auch ist die Hezze aus allen diesen Schauspielen noch das vorzüglichste. Freilich wird da manches arme Thier von den Hunden gepeinigt, oder zur Augenweide der Zuschauer einem Raubthier, preis gegeben, das sich dann in seine Falle begiebt, und daselbst den Raub verzehret; aber es wird doch nicht das Leben eines Menschen der Gefahr ausgesetzt, wie in Spanien, England und Italien.

Das Feuerwerk ist auch eins von den Lieblingschauspielen der Wiener, und verdient es mit mehrerem Rechte zu sein, als die Hezze. Die Kunst des Herrn Stumers
ist

ist unermüdet, um immer durch neue Erfindungen, prächtige mit vieler Richtigkeit gezeichnete Dekorazionen, und abwechselndes Feuer von allen Farben, den Zuschauer zu befriedigen. Aber was oft der Kunst am meisten Ehre macht, was ihr vom Kenner lauten Beifall zuzieht, reizt die Wiener (die untere, mittlere, und einige auch aus der vornehmen Klasse des Volks verstanden) am wenigsten. Die Kanonade, die nach jeder Fronte abgebrennet wird, ergötzt und entzückt sie. Je mehr es in der Luft schwirrt und kracht, je lauter ist ihr Beifall.

Herr Stumer verdient unter den ersten Kunstfeuerwerkern immer mit einen Platz. Vielleicht würde er noch mehr zeigen, was er vermag, wenn dieses Schauspiel nicht zu viele Kosten forderte, auf deren Schadloshaltung er nicht immer sicher rechnen darf. Sein Sohn tritt in die Fußtapfen des Vaters, und läßt einst viel von sich erwarten.

Dieses

Dieses Schauspiel wird im Prater, einem Lustwäldchen in der Leopoldstadt an dem Ufer der Donau, wo man die besten gebakkenen Hühner bekommt, gegeben. Der Ort selbst ist der angenehmste, und wäre recht geschickt, dieses Schauspiel noch reizender zu machen, wenn nicht der ungeheure Staub, der sich, trotz allem Begießen, doch wie Wolken von dem vielen Fahren in die Höhe thürmet, und die Menschen so sehr bedeckt, daß sie kaum mit Mühe athmen können, diese ganze Lust verbitterte. Die vielen Wagen setzen das Leben der Zuschauer nicht wenig in Gefahr, und die vorhergenossene Freude wird beim Ausgange von Todesängsten verschlucket.

Wir kommen nun auf das vorzüglichste Schauspiel, aufs Theater. Wien zählt drei Haupttheater. (Die Nebenbühnen ungerechnet.) Das National = Kärntnerthor = und — Kasperltheater. Das größte ist das am Kärntnerthore, welches aber igt zum Gemeinhaus geworden, und jeder durchreisenden Truppe preis gegeben ist. Aus allen
Gesell=

Gesellschaften die darauf spielten, ist die Schikaneder = und Kumpfsche die beste, welche den größten Beifall erhielt. Marizellis oder das sogenannte Kasperltheater in der Leopoldstadt erhält sich durch den Schauspieler La Roche, der den Kasperl macht. Man kann ihm in niedrigen komischen Rollen den Beifall nicht versagen. Er hat launichte, und wizige Einfälle, die, wenn man ihn, noch so sehr philosophisch, alle Quartal einmal sieht, fähig sind, das Zwergfell zu erschüttern; ihn aber täglich zu sehen, ist einschläfernd, weil seine Laune meistens aufgewärmt ist.

Von dem Nationaltheater weiß der Leser aus vorhergehenden Stücken schon ohnehin so viel, als er zu wissen verlangt. Es bleibt nur seine innere Einrichtung zu berühren übrig, welche wir kommende Fasten, da das Theater ohnehin der Frau Melpomene und der Jungfer Thalia am Aschermittwoche vor der Nase zugeschlossen wird, recht bequem nachholen können.

Die

Die Freiheit des Volkes in öffentlichen Schauspielen ist so groß nicht, als in London, wo der Mengierige auf der Upergallerie (das letzte Stockwerk) seinen Vordermann, der ihm das Theater verschirmt, im Enthusiasmus hinabwirft; oder die Zuschauer im Parterre mit Pomeranzenschalen und Äpfeln bombardiret, oder, und zwar in einer solchen Menge, aufs Theater wirft, daß ein Lichtpuzzer vor Anfang des Stücks, und zwischen jedem Akt die Früchte der engl. Freiheit wegkehren muß. Im Parterre beim zunehmenden Interesse des Stücks der kürzere auf den längern krachfelt, und, damit er nicht hinabfalle, sich bei seinen zwei Nachbarn von der einen Seite in runden Locken, von der andern in Chignon einhäkelt. So groß ist die Freiheit zu Wien nicht. Man ist hier für so viel Enthusiasmus zu bequem. Das meiste, was man sich hier erlaubt, ist, wenn die vordern aufstehen, und die hintern nicht ein gleiches thun wollen, zu schreien: Sissen bleiben. Seinen Beifall aber, oder sein Mißbehagen darf man auf jede Art äußern. Es wird dem Volk

Volk nicht, wie zu Paris, zu Kassel, und an mehreren Orten, vom Militär das Maul zu gehalten, wenn es pfeifen, oder auf die Finger geklopft, wenn es klatschen will. Hier wird nicht, wie in Paris, das Volk in Stühle gezwängt, und die Zahl für jede Bank bestimmt. Hier bewacht kein Grenadier die Lacher, und die Seufzenden; und das Maaß des Beifalls, den man einem Dichter, oder Schauspieler zollt, hängt nicht, wie zu Paris, vom Major, der die Wache hat, und seinen Grenadiers ab.

Die Aussichten für die Künstler, wenn sie unter dem wüthenden Geflatsche alt geworden sind, sind eben so betrübt, als in irgend einer andern Stadt, London ausgenommen. Dort hat man noch ein Mittel, im Alter seinen Postzug zu halten, und Lords zu speisen. Wäre Rovere hier geblieben, so würde er wahrscheinlich mit dem grossen Künstler, der die Musik zu seinen Baleten komponirte, gleiches Schicksal erlebt haben. Wie oft entzückte Aspelmeier das Publikum! wie viel Bravo von Fürsten und

und Grafen drang in sein Ohr! und wer kennt ihn noch? wer bekümmert sich um seine mislichen Umstände? Er, der in London vielleicht das Glück des Handel gemacht haben würde! Nichts wird so leicht vergessen, als die Verdienste der Künstler. Wenn er mit Rebhünern und Haasen, gehandelt hätte, so würde er zu Wien freilich wohl kein Geräusch, aber gewiß sein Glück gemacht haben.

II.

Predigtenkritik.

Der vierte Vers des 20 Kapitels Matthäus gab dem Pr. bei St. Peter Gelegenheit über die Pflicht und Schuldigkeit des Arbeitens zureden.

Mit diesen Worten, sagte er, verwies der Heiland den Menschen den Müßiggang und hieß sie, in den Weinberg gehen um daselbst zu arbeiten, und den gesetzten Lohn

zu verdienen. Wir Menschen sind die Arbeiter des Herrn, und uns ist der Lohn versprochen, den wir in dem Weinberge des Heilands, den er durch den Werth seines Blutes an sich gekauft hat, erlangen sollen. Wir sind als Menschen in Ansehung gegen Gott zu arbeiten schuldig: denn dies fordert Gottes Ehre und Gerechtigkeit; erster Theil. Wir sind als Bürger des Staates, als Glieder der menschlichen Gesellschaft dazu verbunden; dies fordert die Liebe und Dankbarkeit; zweiter Theil. Wir sind als Christen, die wir fromm und tugendhaft sein sollen, zur Arbeit verpflichtet, weil durch sie die Tugend unterstützt wird; dritter Theil.

Wenn wir alles in der Schöpfung betrachten, die Sterne, die zu einer immerwährenden ununterbrochenen Bewegung bestimmt sind; die Thiere und alle Geschöpfe, die zu einer steten Bemühung da sind, so werden wir einsehen, daß auch wir zur Beschäftigung geschaffen sind. Der Mensch besteht aus einer Materie und einem unsterblichen Geiste; er ist das Ebenbild Gottes,

Gottes; und so wie Gott immer wirksam ist, müssen auch wir nach unserer Bestimmung immer thätig sein. Gott selbst lehret uns, daß wir zur Arbeit geschaffen sind. Da er den Adam schuf, und ihn ins Paradies setzte, so befahl er ihm, es zu bewachen und zu bauen. Damals war die Erde noch nicht mit dem Fluche beladen. Sie brachte alles selbst hervor. Adam hatte mit keinen Leidenschaften zu kämpfen, und doch setzte ihn Gott ins Paradies, um es zu bebauen. a) Wir sind der Gerechtigkeit Gottes schuldig, zu arbeiten. Es sagt uns die Natur, es sagt uns die Vernunft, daß wir das nicht mehr sind, was der erste Mensch war; daß eine gewaltige Veränderung in unsrer Natur vorgegangen sein müsse, da wir izt einen so grossen Hang zum Bösen haben, und zum Laster so sehr geneigt sind. b) Es zeigt uns die Religion, daß nach der Sünde des Adams der Mensch dazu verurtheilt wäre, sein Brod im Schweisse seines Angesichts, und in täglicher Arbeit zu gemessen. Da wir nun in Adam alle gesündigt haben, so müssen wir auch alle die Strafe

Strafe dieser Sünde tragen. Wir müssen durch unsre Arbeit der Gerechtigkeit Gottes genüge leisten, u. s. w.

Aber wir sind nicht nur allein Menschen sondern auch Bürger des Staates, Glieder der menschlichen Gesellschaft, in die uns Gott gesetzt hat. Der heil. Paulus sagt: Wir sind alle Glieder eines Körpers. So wie sich diese alle zu einem Zwecke für einander beschäftigen; so müssen auch wir, als Glieder der Gesellschaft, alle für einen, und einer für alle arbeiten. Hier sollen wir dem Beispiele Christi nachahmen, der als Jüngling, und in seinem männlichen Alter alles that, was man von ihm forderte. Die Jugend soll ihre Kräfte und Fähigkeiten bilden, diejenigen Wissenschaften erlernen, die sie einst bruchbar für den Staat machen können. Die Eltern sollen ihre Kinder zur Gottesfurcht und Tugend anhalten. Die Väterinnen die häusliche Geschäfte und innerliche Ordnung besorgen. Die in öffentlichen Staatsbedienungen stehen, dieselben mit allem Eifer, mit aller Treue verrichten;

ten; mit einem Worte, ein jeder soll in dem Stand, worein ihn die Vorsehung gesetzt hat, seine Pflichten zu erfüllen suchen; denn dies gebietet die Religion, wie der heilige Paulus lehret: ein jeglicher bleibe dem Stande getreu, wozu ihn Gott berufen hat, u. s. w.

Wir wollen auch Christen, fromme und tugendhafte Christen sein. Die Erfahrung lehrt es, daß der Müßiggang zu allen Lastern anführe. Man darf nur auf diejenigen einen Blick werfen, die die schönste Zeit ihres Lebens mit Nichtsthun verschwenden, und man wird sehen, daß sie im Dienste Gottes lau, unordentlich und allen Ausschweifungen ergeben sind. Woher dieses? Weil der Müßiggang zu allen Lastern führet. Jedes andere Laster ist nur einer Tugend entgegengesetzt: So ist die Hoffart der Demuth. Aber es kann einer hoffärtig sein; und doch andere Tugenden besitzen; so kann sich einer der Wollust ergeben, und doch mitleidig, leutselig gegen seinen Nebenmenschen sich beweisen; die andern Laster also
sind

sind nur jedes immer einer Tugend entgegengesetzt, der Müßiggang aber allen. c) Dieser verleitet zu allen Lastern. Wenn wir also in unsern Tugenden festbleiben, wenn wir zur größern Vollkommenheit gelangen wollen, so müssen wir arbeiten; aber so, daß wir die Arbeit, die wir für die Welt thun, auch für die Ewigkeit verrichten. Sie muß ein Opfer sein, das wir Gott zur Genugthuung für unsre Sünden bringen; und dieses kann durch die Erhebung unsers Gemüthes zu Gott geschehen, wie uns der heil. Paulus lehret: Alles, was ihr thut, thut dem Herrn, u. s. w.

Unsre Meinung über diese Predigt wollen wir in einigen kleinen Anmerkungen, die wir bei denjenigen Stellen, deren Unrichtigkeit uns am meisten auffiel, machten, den Lesern mittheilen.

Das, was der Pr. von Adam und dem Paradiese sagte, ist, seinem Vortrage nach, ein offener stark auffallender Widerspruch. Adam war von Gott ins Paradies

radies gesetzt, um es zu bewachen — also nicht Herr des Paradieses und zu bebauen, und die Erde brachte vor seinem Falle alles selbst hervor. Wenn die Erde alles von sich selbst hervorbrachte, so konnte, so brauchte Adam nicht sie zu bebauen. Der Prediger hätte sich hier besserer Schrifterklärer bedienen sollen, um die scheinbaren Widersprüche zu tilgen. Adam hatte keine Leidenschaften zu bestreiten. Falsch! Hätte Adam keine Leidenschaften gehabt, er hätte nie die erste Sünde, für die wir noch alle, seine unglücklichen Nachkömmlinge, so hart büßen müssen, begehen können. Die Neugierde der Eva, die Liebe des Adams zu seinem Weibe, die ihn zu dieser Schwachheit, ihrer Neugierde nachzugeben verleitete, war das keine Leidenschaft?

b) Weder die Natur noch die Vernunft, wie der Prediger sich ausdrückte, beweist uns diese Veränderung, sondern die Offenbarung allein.

c) Unz

c) Unrichtig ist es, daß der Müßiggang alle Tugenden ausschliesse. Der größte Müßiggeher kann dem ohngeachtet, der mitleidigste, ja sogar der von Wollüsten enthaltsamste Mensch sein. Freilich ist er nur zu sehr der Gefahr ausgesetzt, auf alle Laster zu verfallen, weil ihm der Müßiggang Muße genug läßt, darauf zu denken, und sie zu begehen; aber diese Kette von allen Lastern ist auch an jedes andere geknüpft. So kann der Stolz, der Hoffärtige, ein Verräther, ein Mörder, — alles werden, wenn es seinen Stolz befriediget.

Unsern Lesern einen Irrthum zu benehmen, den wir ihnen selbst beigebracht haben, als wenn es der Herr Probst Rutschizka wäre, der alle Sonntage bei St. Peter prediget, so müssen wir ihnen sagen, daß es gar nicht dieser verdienstvolle Mann ist, den wir noch in unsrer Schrift kritisiret haben. Anfangs vermutheten wir es, — wünschten es sogar, daß er es wäre, weil der Ruf ihn uns, als einen guten Pr. bekannt gemacht hat. Aber nun erfahren wir, daß der Hr. Probst sehr selten, und nur an grosse Festta-

gen die Kanzel besteiget. Wir achten uns verpflichtet, dies hier öffentlich zu sagen, um nicht seinen Ruf, den er als ein guter Pr. hat, durch unsre Kritik, die nicht immer am besten für den Pr. der Peterskirche ausgefallen ist, und die, wie unsre Leser selbst werden eingesehen haben, auch nicht immer am besten hat ausfallen können, zu verkleinern. Ubrigens bedauern wir, daß wir nur so selten das Glück haben können, den Herr Probst predigen zu hören; den man doch nie oft genug — besonders in Wien, wo es der schlechten Pr. so viel, und der guten so wenig giebt — hören kann.

Wir sollten unsers vielgeliebten Herrn Simbels ganz vergessen? Ei wie Schade, wie unverzeihlich wäre dies! Also etwas von diesen bei ehrwürdigen Matronen, mit und ohne Steifrücke, bei ansehnlichen frommen Männern, mit und ohne Alougeperücken, beliebten Prediger.

Am Sonntage Sexagesimā bestieg Herr Simbek die Kanzel und redete über Luk. 8. 14. 15. Im Eingange seiner Rede sprach er viel von dem Nutzen, welchen wir aus der Anhörung des göttlichen Wortes schöpfen können. Er beklagte sich, daß die izigen Christen so lau und leichtsinnig sind, und diese himmlische Speise, wie sie Augustinus nennt, der Seele entziehen. Er sagte noch mehreres darüber, was wir, der beliebten Kürze wegen, mit Stillschweigen übergehen wollen, und schritt dann zu seiner Eintheilung: Soll das Wort Gottes den erwünschten Frucht hervorbringen, so muß es mit Demuth, nicht als das Wort eines Menschen, sondern als das Wort Gottes mit einem willigen Herzen angehört werden, erster Theil. Es muß recht überlegt, und in Ausübung gebracht werden. Zweenter Theil.

Ich will und kann nicht behaupten, sagte der Pr., daß die Auslassung der Predigt eine Sünde sei. Aber was werden diejenigen sagen, wenn sie einst vor Gericht gefordert, und da in den Geheimnissen der Religion

gion und andern Glaubenslehren unwissend werden befunden werden? Und nun eiferte er wider gegen diejenigen, die da freiwillig verabsäumen, das Wort Gottes zu hören. — Doch ich bin ausgeartet (Wir können diesem Selbstgeständnisse des Herrn Pr. nicht widersprechen,) ermahnte sich Herr Simbeck selbst. Ich rede ja nur zu diesen wenigen, welche noch gerne das Wort Gottes hören und diese trifft mein Vorwurf nicht. Auch sie nur liegen mir am meisten am Herzen, und diesen will ich zeigen, wie sie das Wort Gottes hören sollen, um die erwünschten Früchte desselben zu genießen.

Wir müssen das Wort Gottes aus dem Munde der Priester hören, denn diese sind die Abgesandten Gottes, wie es der Prophet Malachias am 2 Kap. bezeuget; aber nicht aus Büchern, oder von andern, die nicht hiezu bestellt sind. — Wahr ist es, daß die Priester die Lehre bewahren, und daß man aus ihrem Munde das Gesetz suchen solle. Aber wie wenn sie das sind, was eben dieser Prophet gleich im folgenden 8.

und

und 9. Vers sagt? Soll man auch da noch das Gesetz aus ihrem Munde suchen, und es nicht lieber aus Büchern, oder aus dem Munde andrer, worinn es reiner verwahret liegt, nehmen?) Aber warum, fragte der Pr., erhalten so wenige die erwünschten Früchte von der Anhörung des Wortes Gottes? Weil sie es nicht mit den gehörigen Absichten, nicht in der Demuth hören. Wir müssen es nicht als das Wort eines Menschen, sondern eines Gottes betrachten, und uns selbst unterwerfen. (Uns Himmelswillen, Hr. Simbeck, fordern Sie ja nicht von uns, Ihr Wort für Gottes Wort zu halten! Nein, wir fürchteten, uns einer Gotteslästerung schuldig zu machen wenn wir so manche Ungeheimtheit, die aus Ihrem Munde auf die Zuhörer von der Kanzel strömte, für Gottes Wort halten sollten!) Ein Paar Beispiele aus der Schrift waren die Beweise. Die Jünger hörten die Stimme des lebendigen Gottes auf dem Berge Tabor; und weil sie mit Demuth sie hörten so faste sie bei ihnen Wurzel, aber die Phariseer und Schriftgelehrten, suchten es einer natürlichen Ursache zuzu-

zuzuschreiben, hielten es für ein Rollen des Donners, da Gott zum zweitemmale sprach, und darum war die Stimme Gottes für sie ohne Frucht. Die Thessalonier hörten mit Demuth die Worte des Weltapostels, und sie erhielten die Gnade des Glaubens. Die stolzen Athenienser, die sich auf ihre Weisheit verließen, hörten zwar den Paulus an; aber sie wollten ihn noch einmal vernehmen; und darum war seine Lehre bei ihnen ohne Frucht (Wohl nicht darum, Hr. Simbeck! denn daß die Athenienser den heil. Paulus noch einmal hören wollten; kann ihnen doch nicht als ein Fehler angerechnet werden. Eben dadurch zeigten sie sich bereitwillig der Wahrheit ihr Ohr zu öffnen; dieses Gleichniß also paßte zu ihren Vortrage nicht, Hr. Pr.)

Nachdem Hr. Simbeck im ersten Theil gezeigt hatte, daß man das Wort Gottes mit Demuth, und ohne zu untersuchen, was der Pr. sage, anhören solle; sagte er: daß man aber dann es recht bei sich überlegen, aufbewahren, und in Ausübung bringen müsse; denn auf diese Art nehme man es mit einem
willig

willigen Herzen auf. Das Wort Gottes zeigt uns gleichsam wie in einem Spiegel unsre Standes- und Berufspflichten; es zeigt uns die Sünden, die Gefahren in denen wir sind; die Art, wie wir denselben ausweichen sollen; u. s. w. Und dieses sollen wir zu erfüllen trachten; sollen nicht, wenn wir in diesen Spiegel unser eigenes Bild erblicken, selbes für das Bild eines andern halten. Hier sollen wir dem Beispiele Davids nachfolgen, der, als ihm der Prophet sein Verbrechen vorhielt, sich alsobald erkannte, und Buße that u. s. w. Nachdem der Pr. seinen Zuhörern empfahl Vernunft und Religion zu Hilfe zu nehmen, um die Nützlichkeit des göttlichen Wortes zu erkennen, schloß er seine stundenlange Predigt mit dem Wunsche: daß sie alle hier und dort den erwünschten Frucht genießen möchten; dessen wir und alle Zuhörer wohl vom Herzen froh waren.

Und nun was sollen wir sagen? Lieber Gott, was läßt sich über Hrn. Simbel und seine Predigten sagen? — Nichts! Und so viel sei also auch davon gesagt.

Zur

Zur Unterhaltung unsrer Leser wollen wir noch einen kleinen Auszug einer Predigt, die ein Operarius Katechetikus in einem Dorfe unweit Wien über Matth. 24 = 21. damals wird alles drüber und drunter gehen, gehalten, hersezen. Sie ist recht im Kapuzensstiel abgefaßt, und in jedem Betrachte würdig, an dieser Stelle angeführt zu werden.

Der Prediger beginnt seinen ersten Theil mit folgenden Worten: Ich zittere allemal, meine Kinder, wie ein nasser Hund, so oft ich auf die gefährlichen Zwerchwege der Ewigkeit — Immer und Nimmer stoße. Ach Immer, das nimmer sich endet; — Ach Nimmer, das immerzu währet! — O Immer, deiner sollen wir nimmer vergessen! — O Nimmer! deiner sollen wir immer gedenken. O Immer! du beständiger Stachel des Fleisches! O Nimmer! du höllische Marter der Jungfrauen. O Immer! wie viele Menschen treibst du aus den Städten in die Wüste! O Nimmer! wie viele ziehst du aus der Welt in die Klöster! O Immer! du erhältst den Jungfrauen ihre Rei-

Reinigkeit. O Nimmer! du giebst den Jünglingen Standhaftigkeit. O Immer! O Nimmer ihr macht uns heilig, und haltet uns in der Unschuld. O Nimmer! O Immer! O Immer, o nimmer. — Immer wird sündigen, welcher betrachtet das Nimmer. Nimmer, wird frömmer, welcher bedenkt das Immer!

Diese Wiederholungsfigur, wie es die Redner nennen, mag genug sein, um unsern Lesern einen Begriff von den übrigen Schönheiten dieser Predigt zu geben.

III.

A n e k d o t e n.

Mad. Weizhofer trat eines Tages mit einer ihrer Kunst überlegenen Rolle zu Brünn auf. Eine einzige Person fing im Parterre ganz laut an zu pfeifen. Die Sängerin trat ans Orchester, unterbrach die Musik, und sagte: sie wolle izt nicht singen,

singen, weil sich eben im Parterre ein Gimpel hören ließe. Das Publikum wurde über diesen wizzigen Einfall äußerst aufgebracht. Das Pfeiffen-Solo verwandelte sich in ein Tutti. Seitdem betrat M. Weizhofer nicht mehr das Theater.

In einer andern Stadt gaben die Schauspieler ein elendes Stük, und spielten eben so elend. Ein Kavalier fing an sein Mißbehagen durch einen sehr lauten Pfiff zu verstehen zu geben. Diesem folgten mehrere nach. Darüber wurde ein Lichtpuzer vom Theater, der sich eben im obersten Stokwerke befand, unwillig, und schrie aus vollem Halße hinab: das sind rechte Spizbuben, die hier solche Konfusion machen. Das Publikum wurde dadurch erbittert, und drohte laut den verwegnen Menschen Arm und Bein zu brechen. Dieser wußte sich nicht anders zu retten, als aufs Theater zu fliehen. Er trat hervor, und sagte zitternd:

Ich

Ich bitt um Verzeihung, und bin bereit jede Strafe anzunehmen. Ich bin derjenige der die hohen Kavaliere Spitzbuben geheissen hat. Man klatschte, schrie Bravo! und verzieh ihm.

Kriminaljustiz in der Schweiz. Daß der gelehrte Waser in Zürich wegen mehrerer kleinen Vergehungen, die man zusammen zählte, so, daß sie ein großes Verbrechen ausmachten, oder auszumachen schienen, seinen Kopf verlohren hat, ist bekannt. Unbekannt aber sind noch manche von jenen einzelnen Sünden, um die der gute Mann hat büßen müssen; unter anderen folgende, die aus dem Munde eines von seinen Richtern kommt. „Herr Betram bürget für die Wahrheit derselben!“ Man würde, sagte dieser Richter, Waser vielleicht zum Gefängniß, anstatt zum Tode, verdammt haben; wenn es ihnen nicht zu Zürich an einem Hause fehlte, wo man dergleichen Gefangene aufbehalten könnte.

Der

Der berühmte spanische Minister Olavides lebet in Paris incognito. In Spanien ist dagegen auch ein Olavides, nemlich ein Beamter desselben, welcher sich, da man heimlich Nachricht bekommen hatte, daß die heilige Inquisition den Minister inquiriren würde, für den wahren Olavides ausgab, damit indessen der würdige Minister den heil. Klauen ohne Nachstellung entkomme. Die List gelang. Der angebliche Olavides galt der Inquisition für den wahren, und der wahre entkam glücklich nach Paris. Wahrscheinlich giengen der schielenden Inquisition bald die Augen auf; denn der verkappte Olavides hat nur widerrufen und einige Jahre mit Gebet und Fasten Buße thun müssen, ist aber endlich zum Vorsteher des Spitals zu Mancha ernannt worden; wo hingegen der wahre Olavides wegen seiner unerblichen Verdienste wenigstens gebraten worden wäre. Das heil. Officium wollte sich kein Dementi geben, und ließ den verkappten die Rolle des wahren spielen.

IV.

N a c h r i c h t.

Das hiesige k. k. Theater am Kärnthnerthore soll neuerdings zugerichtet, und in jeder Rücksicht wieder brauchbar gemacht werden. Der widrige Gestank soll, in wie fern es möglich ist, von den Nasen der Zuschauer abgeleitet, und die Impressa von der Schuldigkeit, das Theater, eh' es eröffnet wird, durch zu räuchen, losgesprochen werden. Dann soll man vom 1 Okt. an gefangen auf Kosten der Nationaltheaterkasse deutsche Operetten dreimal die Woche hindurch geben, und für die übrigen Tage bleibt die Bühne den reisenden Truppen, welche sich besonders auszeichnen, unentgeltlich überlassen.

K. K. National - Theater.

Am 23. Jenner. Erziehung macht Menschen.

— 24 — Il ricco d'un giorno.

Am

Am 25. Jenner. Lanassa. Ein Trauerspiel
v. Plümke.

— 26 — Gianina e Bernardone.

— 27 — Der Better aus Lisabon. Ein
Lustspiel vom Hrn. Schröder.

— 28 — Il Barbieri di Seviglia.

— 29 — Erziehung macht den Menschen.
Ein Lustspiel vom Hrn. General v. Miernhof.

Dieser vortrefliche Dichter, dessen Feder nur Liebe zu den Musen, nur Hang zur Poesie leitet, bestimmte die dritte Einnahme dem Hrn. Jauz, dessen häuslichen Umständen sie sehr willkommen war.

Das Journal von Paris, enthält eine Rubrik, um welche sie die Kronik von Wien beneiden muß; nämlich: Wohlthaten! diese werden sehr fleißig in dieser Rubrik angezeigt, und selten geht ein Tag vorbei, der nicht eine rührende Anekdote dem lesenden Publikum lieferte. Wie sehr sind wir geneigt, dergleichen Ereignisse in unsere

sere Schrift aufzunehmen, mit wie viel Herzenswärme wollten wir die Handlungen edelmüthiger Menschenfreunde dem Auslande erzählen! wie viel stolzer wollten wir darauf thun, wenn ein grosser unter so vielen Grossen eine Thräne der schmachtenden Armuth abgetrocknet hätte, als daß er ein herrliches Fest gegeben, oder 100 Dukaten verwürfelt habe.

V.

L i t t e r a t u r.

Die Hochzeit des Sigaro.

Endlich ist die Komödie, welche das Pariser Publikum, das wandelbarste unter allen! hundertmal entzückte, hier erschienen. Wir fielen mit einem Heißhunger darauf, der nicht geringer war, als der Beifall der Franzosen. Allein wir wissen es, wie es geht, wenn man zu viel erwartet, und nicht noch viel mehr als zu viel erhält. Völlig so ergieng es uns mit *Il ricco d'un giorno*;
Doch

— Doch hier haben wir es nun mit der Mariage von Figaro zu thun. Der Graf Alma viva will die Kammerjungfer seiner Frau, die er liebt, an seinen Kammerdiener, den sie liebt, verheuraten. Man weiß, warum? — Diesen Entschluß enträtselt die Kammerjungfer ihrem Liebsten. Seinen Herrn zu pressen, war der erste Gedanke des Figaro. Außer dieser Eroberung hat Figaro noch eine andere gemacht. Er gewann das Herz einer alten Haushälterinn, die nun einen Arzt um Rath fragt, wie sie diesen Figaro, oder einen andern bekommen könne, da der Doktor selbst, wie wohl er ihre erste Gunst genossen, sich nicht dazu entschliessen wollte? Während dies vorgeht, ist Suschen mit einem Kleide für die Gräfin beschäftigt. Der Page kommt, klagt ihr seine Noth, wie nach ihm der Graf bei der Tochter des Gärtners, die er liebe, ertappt und ihn fortzujagen beschlossen habe. Er bittet um ihre Fürsprache, und sich dieser zu versichern, macht er ihr seine Liebeserklärung. Dieses war dem Paga um so leichter, als er in alle Mädchens verliebet gewesen

gewesen ist. Nun kommt der Graf. Der Page erschrocken, zieht sich leise zurück, und versteckt sich hinter einen grossen Armsessel. Auf den nämlichen setzt sich der Graf, nimmt Suschen auf den Schoos, sagt ihr, daß er ihren Mann, da sich ihm nun eine Gelegenheit bei einer Gesandtschaft darbeyt, auf recht lange Zeit verschiffen werde; und sie würde auf diese Art ihre Wünsche befriedigen können. Suschen sucht sich vom Grafen, der von ihr diese Nacht ein Rendezvous im Garten verlangt, loszureißen. Bazil ein Musikant, den der Graf zu seinem Unterhändler braucht, pocht an der Thür. Der Graf will hier nicht angetroffen sein. Er verkriecht sich gleichfalls hinter den Armstuhl. Indessen schleicht um die andere Seite der Page unbemerkt weg, setzt sich auf den Platz seines Grafen, und Suschen bedekt ihn mit dem Kleide, daran sie arbeitete. Bazil spricht für den Grafen; wirft ihr vor, daß ihr der Page besser als der Graf gefalle, und daß die Gräfin selbst in den nämlichen Page verliebt sei. Bei diesen Worten tritt der Graf hervor, wird

auf seine Gemahlin eifersüchtig, schmält über den Page, (Bazil entfernt sich,) weil er ihm überall ins Gehege geht; erzählt wie er ihn heute bei Fenschetten angetroffen, als er zufällig den Vorhang weggezogen. Während dieser Erzählung hebt er das Kleid auf, und sieht den Pagen.

Wenn diese theatralische Piffe, welche Paris, das heutige Athen entzücken, — ein Deutscher Autor aufs Theater brächte, so würde er Gefahr laufen, ausgepiffen zu werden. Man würde sagen, daß diese unnatürlichen Intriguen von Kurz, Brunion und Bernardon längst erschöpft worden sind; daß diese Hanswurstiaden auf einer Schaubühne, die dem feineren Geschmak gewidmet ist, sich nicht bliffen lassen dürfen. Und die Franzosen, welche das beste komische Theater zu haben wähnen, können diese in Deutschland längst ausgezischten Kniffe 70 bis 100 mal ununterbrochen sehen und beklatschen.

Der Graf will nun den Page fortjagen, (denn wer läßt sich gern, wie man zu sagen pflegt, ins Kraut gehn?) Endlich auf vieles Vorbitten wird ihm mit dem Bedinge heute noch abzureisen bei dem Regiment des Grafen eine Compagnie geschenkt. Figaro bittet seinen Herrn um die Erlaubniß, ihm an seinem Hochzeitstage, für die großmüthige Aufhebung des Gesetzes, welches die Bräute, gleich nach der Kopulation, den Gutbesitzern auf eine Viertel Stunde in die Arme warf, *) ein Fest geben zu dürfen; der Graf willigt drein, beschließt aber bei sich selbst, Suschen dem Figaro nicht zu geben. Figaro ist klüger als sein Herr. Er versteht den Page, wozu Bazil hilfreiche Hand bieten will, um seinen Herrn auf die schönste Art zu pressen. Suschen erzählt der Gräfin, welche Anschläge der Graf auf sie mache und daß er ein Rendezvous von ihr ver-

P 2

lange

*) Diesen Stoff behandelte Gletscher bereits dramatisch vor ungefehr 200 Jahren unter dem Titel: Die Landesgewohnheit.

lange. Figaro meint, es sei vielleicht nicht unrathsam, wenn der Page in Suschens Kleidern den Grafen erwartete. Der Page kommt, man macht den Versuch mit ihm, und will ihm die Kleider Suschens anlegen. Der Page ist halb entkleidet, und der Graf pocht an der Thüre. Die Gräfin ist in tausend Kengsten, sie verbirgt den Page in ihr Toilettzimmer, von welchem sie den Schlüssel abzieht. Dem Grafen wird ihre Verwirrung verdächtig. Er fragt sie, warum sie sich wider ihre Gewohnheit eingesperrt habe? mit wem sie sprach? Ihre Antwort war nicht die beste, und der Graf wurde argwöhnisch. Er zeigt ihr einen Brief, worinn man ihm berichtet, daß diesen Abend ein Unbekannter die Gräfin besuchen würde. Er verlangt den Schlüssel vom Toilettzimmer. Die Gräfin weigert sich — indem niemand darinnen sei, als Suschen und zwar ganz entkleidet, weil sie eben im Anzuge begriffen gewesen. Der Graf will die Thür aufsprengen; um aber allen Lärm vorzubeugen, will er den Schlüssel haben, und die Gräfin muß mit ihm gehen. Suschen trat ins Zimmer

mer des Page und hieß ihn entfliehen, da aber alle Thüren verschlossen waren, mußte er zum Fenster in den Garten herunter springen. Suschen blieb an seiner Stelle. Der Graf und die Gräfin kommen zurück: die Gräfin bekennet alles was vorgegangen sei, und der Graf ist äußerst erbittert darüber. Er öffnet das Zimmer, wo er den Page vermuthet, und nun tritt zu ihrem beiderseitigen Erstaunen Suschen hervor, die der Gräfin von der Flucht des Page ins Ohr flüstert. Ihr voriges Bekenntniß verwandelt izt die Gräfin in ein Märchen, womit sie den Argwöhnischen Grafen habe bestrafen wollen, weil er dem Billet glaubte, welches ihm durch Figaro zugesandt worden. Der Graf bat sie um Verzeihung; und die Gräfin bat ihn auch dem Figaro zu verzeihen und in seine Hochzeit mit Suschen zu willigen. Figaro kommt, er wird wegen des Billets bestraft, und als die Gräfin sagt, daß alles verrathen sei, bekennet er, es selbst geschrieben zu haben. Nun kommt, da alles verstimmt zu sein scheint, der Gärtner, und klagt, daß man allerlei zum Fenster heraus werfe:

werfe: und eben habe man sogar einen Menschen zum Fenster heraus geworfen, der seine Blumen ganz zerdrückt habe. Der Graf wird abermals argwöhnisch, und fragt wer dies gewesen sei. Ich selbst, sagt Figaro, ich war bei Suschen, und da ich sie lärmen hörte, sprang ich zum Fenster hinaus. Der Gärtner behauptet, jener sei viel kleiner gewesen; gut, erwidert Figaro, im Fallen zieht man sich zusammen und kommt kleiner heraus. Mit dieser Lüge war's vielleicht glücklich abgelaufen, wenn der Page im Fallen sein Dekret als Rittmeister nicht verlohren hätte, welches der Gärtner hier abgibt. Der Graf stellt ihn darüber zur Rede, was er denn im Fallen für ein Papier verlohren habe? — Er wisse nicht, er hätte allerlei bei sich. Indessen flüstert ihm Suschen zu, und er sagt — Es sei das Dekret des Page, welches er dem Grafen wieder zustellen sollte. Warum denn? weil etwas daran fehle. Was denn? — durch Eingebung des Suschen — antwortete sehr glücklich Figaro, — „Das Siegel fehle daran!“ Wie viel Unwahrscheinlichkeit! damit wird
der

der Graf nun wieder angetroffen. Die Alte Haushälterin erscheint; um damit Figaro noch nicht zum Ziele kommt, verlangt sie seine Hand. Er habe ihr Geld mit dem Versprechen, sie zu heurathen abgeborgt. Der Graf verspricht dieses in einer gerichtlichen Session zu entscheiden. Suschen bittet den Grafen, den Figaro loszusprechen. Sie wollte die Schuld mit der ihr vom Grafen versprochenen Aussteuer tilgen. Der Graf sagt ihr aber, die Aussteuer, welche Er ihr zugesagt, sei nur unter der Bedingung des Rendezvous gewiß. Suschen sagt es ihm zu. Das Gericht wird gehalten und Figaro verurtheilt; die Alte zu heurathen. Figaro wendet vor, er dürfe ohne Einwilligung seiner Familie als Edelmann zu keinem Bündnisse gezwungen werden. Es kommt heraus — daß er von Zigeunern gestolen und verkauft wurde, und die Haushälterin erkennt an dem Maul am rechten Arme — ihren Sohn, welchen der Dokter zengte. — Der Graf ist über diesen Zufall aufgebracht, und Figaro verlangt, daß Suschen dem Grafen nun kein Rendez-

bez-

dezbous gebe. Die Gräfin aber will, daß sie es ihm verspreche, sie aber selbst wolle in Suschens Kleidern den Grafen im Garten empfangen. Figaro erfährt von Faneheten, daß Suschen dem Grafen dennoch ein Rendezvous gebe, und glaubt sich am ersten Hochzeitstage hintergangen. Nun schleicht einer dem andern nach. Der Page hält die Gräfin für Suschen, und erklärt ihr seine Liebe. Er verlangt 20 Küsse von ihr. Der Graf schleicht hinzu, und empfängt die Küsse, statt des Pagen. Dieser erkennt den Grafen, und läuft ins Kabinet, wo Fanehette ist. Figaro schleicht sich her, um zu horchen, was die verkleidete Gräfin mit dem Grafen spricht, und empfängt vom Grafen, der ihn für den Page hält, eine derbe Ohrfeige. Der Graf entzückt über sein Glück geht mit der Gräfin in ein anders Kabinet. Figaro begehrt izt Suschen, die er für die Gräfin hält; er erzählt ihr alles was vorgeht, und ermahnt sie, sich auf gleiche Art an dem Grafen zu rächen, und ihn zum Werkzeug ihrer Rache zu machen. Suschen, die vermeintliche

liche Gräfin erwiedert seine Liebeserklärungen mit Maulschellen. Er faßt sich den Augenblik, und versichert Suschen, daß er sie erkannt habe; und bittet sie auf seinen Knien um Verzeihung, an ihrer Treue gezweifelt zu haben. Indessen kömmt der Graf. Er hält Suschen für seine Gemahlin, sieht Figaro zu ihren Füßen, und macht Lärm; endlich entdeckt die Gräfin die ganze Intrigue und das Stük schließt mit Figaros Hochzeit.

Wenn wir den Plan des Stüks untersuchen, so fällt Figaro zu einer Force herab. Dieser Plan ist so wenig als möglich durchgedacht. Er strozt von unwahrscheinlichen auf der Bühne längst abgenüzten Intriguen, die den Zuschauer betäuben, und die Haupthandlung nur aufhalten, aber nicht vorrücken. Alles dreht sich um das Rendezvous mit Suschen um die Hochzeit des Figaro herum. Suschen, die sonst dem Figaro alles entdeckt, macht nun aus dem Rendezvous, wo sie sich als Gräfin verkleidet,

det, ein Geheimniß; der Graf geht mit der verkleideten Gräfin ins Kabinet, und sieht seine Gräfin dort noch immer für Suschen an. Er muß sie also weder gesehen, noch gesprochen haben. Oder hat ihn die Liebe so betäubt, hat die Gräfin so geschickt Suschens Stimme nachgeahmt, — daß der Graf so lange getäuscht bleiben konnte? — Der Dialog ist sehr gedreht, und ziemlich reich an Witz; besonders, wo Baumarchais zweideutig ist. Z. B. sagt Suschen zu Figaro: wie lange werden sie noch fortfahren, mir von Morgen bis Abend vorzusagen, daß sie mich lieben? bis ich ihnen, erwidert Figaro, vom Abend bis Morgen davon werde Beweise geben können.

Wenn zu einem guten Lustspiele nichts anders als ein Haufe von unnatürlichen Intriquen, und ein Dialog von schlüpfrigen Zweideutigkeiten erfordert wird, so war Bernardon, so ist Baumarchais das größte dramatische Genie, dagegen Moliere, Diderot und Lessing nur Zwerge sind. Die leidi-

dige Kunst im einfachen Plan der Zuschauer für seine Charaktere und für seine Fabel bis ans Ende des Stückes zu interessiren, liegt tief unter Verwirrungen, welche Paris hundertmal zu beklatschen würdigt. Sei es aber auch, daß der Autor, welcher in jene Kunst nicht eingedrungen ist, zu häufigen Intriguen die Zuflucht nimmt; wir loben ihn sogar darum. Er schläfert sein Publikum wenigstens nicht ein. Aber warum müssen Maschinen und Abentheuer der Armut seines Talentes aushelfen?

b) Litteratur und Theaterzeitung 1784.
Berlin bei Arnold Wever. 2ter Theil.

Noch immer erhält sich diese Schrift durch interessante Nachrichten, welche der Herr geheime Sekretär Bertram zu sammeln und zu ordnen fortfährt. Es wäre zu wünschen, daß sie auch hier einen so guten Abgang fände, als in Preussen, Sachsen, Kurland &c. Indem sie so vielerlei enthält,
ist

ist es eine wahre Unmöglichkeit alles zu berühren. Wir wollen uns also mit wenigen begnügen.

Die drei Araber. Anekdote aus dem Nig-
hioristen; von Meißner.

Hätte Voltär alle die Geschichten und Geschichtgen, die er erzählt, auch erfunden, so wäre er vielleicht das größte Schriftstellerische Genie, das je gelebt hat; er bleibt auch dann ein grosses, wenn er vieles, was er anderswo fand, durch Stellung, Abänderung oder Vortrag halb zu seinem Eigenthum machte; und daß er, — der selbst in der sogenannten wahren Geschichte viele Sachen und Charaktere anders erzählte, als er wußte, daß sie gewesen waren, weil sie ihm auf seine Manier vorgetragen besser und unterhaltender zu sein schienen, — daß er nicht noch mehr Abänderungen in

Ge=

Geschöpfen der Einbildungskraft sich erlauben sollte, das begreift man von selbst.

Vorzüglich bedient er sich des Strandsrechts in seinen orientalischen Erzählungen. Was da oft am schönsten erfunden zu sein scheint, ist nur anders erzählt, besser ausgeschmückt. Ist einen Beweis statt hundert, die man haben kann, wenn man beliebt!

Man kennt in seinem Zadig die Begebenheiten mit dem Pferd, und der Hündin die entlaufen sind, und deren Gestalt Zadig beschreibt, ohne sie jemals gesehen zu haben. Die Quelle davon entdeckt sich in einer Geschichte, die man im Nighioriston findet, wo der Verfasser als einen Beweis von dem außerordentlichen Scharfsinn der Araber folgende Anekdote erzählt. „Drei Brüder aus der Familie Abnau machten sich auf die Reise, um das Land zu besuchen. Ihnen begegnete ein Kameeltreiber
und

und fragte sie: ob ihnen nicht ein Kameel, daß auf diesem Wege sich verlaufen habe, begegnet sei? „Ist dies Kameel nicht eingingig? fragte der Älteste. Der Treiber bejahte es. Es muß ihm ein Vorderzahn fehlen, setzte der zweite Bruder hinzu; und auch dies befand sich also. Ich wette drauf, rief der dritte, daß es hinfie!“ Und der Kameeltreiber überzeugt, daß sie es gesehen hatten, bat sie, ihm zu sagen, wo es sich befände? Verfolge nur unseren Weg! antworteten die Brüder; und dieser that es, ohne daß sie was fanden. Es ist mit Getraide beladen, sagten sie nach einiger Zeit, und fügten dazu: es trägt auf einer Seite Del und auf der andern Honig. Der Kameeltreiber von der Wahrheit alles dessen überzeugt, erneuerte seine Bitten, und verlangte inständigst, wenigstens den Ort zu wissen, wo sie es gesehen hätten. Aber alle drei Brüder behaupten izt, daß sie kein Kameel nicht nur nicht gesehen, sondern er auch der erste sei, den sie davon reden hörten. Nach vielem Wortwechsel zog er sie vors Gerichte, und sie wurden gefangen gesetzt.

setzt. Doch da der Richter sie für Männer erkannte, ließ er sie wieder los, und schickte sie zum Könige, der sie wohl empfing. Einst fragt er sie im Gespräch: wie sie von einem ungesesehenen Kameele so vielerlei hätten wissen können? „Wir sahen, daß auf dem Wege den es genommen, alle die Kräuter und Disteln auf der einen Seite abgeweidet, und die auf der anderen nicht angerührt worden waren. Wir schlossen daraus, daß es einäugig wäre. Wir bemerkten ferner, daß von den Pflanzen, die es ausgerupft hatte, immer ein kleines Restchen wegen Fehler eines Zahns über geblieben sei; und von seinen Fußstapfen schien immer die eine ausgeschleift zu sein. Wir gaben daher an, daß ihm ein Zahn fehlen, und daß es hinken müsse. Aus dem nämlichen Fußstapfen schlossen wir, daß es sehr schwer beladen sein müsse, was nicht gut anders als mit Korn geschehen sein konnte, denn der Huftritt seiner vordern Füße war weit tiefer als der hintern. Was endlich das Del und Honig aubelangt, so merkten wir denn aus den Ameisen und Fliegen, die
auf

auf allen den Orten sich in Haufen gesammelt hatten, wo etwa einige Tropfen von beiderlei Flüssigkeiten niedergefallen sein mochten; muthmaßten auch aus den Ameisen die Seite des Dels und die des Honigs aus den Fliegen.

Wenn Voltären die Erfindung in diesen Stücken streitig gemacht wird, so wird das strenge Urtheil des Mercier über diesen grossen Schriftsteller noch viel bedenklicher: sein Verdienst bleibt nur auf der Schönheit seines Stils eingeschränkt; dann auf Verbreitung dessen, was andere erfunden haben! Und dafür hatte ihm die Welt bei seinen Lebenszeiten hinlänglich gedankt.

Fürstengruft. Ode von Schubart.

Wir wollen, da sie, außer dieser Zeit-
ung bereits abgedruckt wurde, nur einige
Strophen davon abschreiben, um unsere Les-
er mit ihrer Stärke, und dem Genie des
unglücklichen Schubart, welchen sein Witz in
einen Thurm brachte, bekannt zu machen.

Da liegen sie, die stolzen Fürsten Trüm-
mer

Ehemals die Gözen ihrer Welt.

Da liegen sie vom fürchterlichen Schimmer
Des blassen Tags erhellt.

Die zinnern Särge leuchten in der
dunklen

Verwesungsgruft, wie faules Holz.

Wie matt die grossen Silberschilde funkeln,
Der Fürsten letzter Stolz!

Entsetzen pakt den Wandrer hier beim
Haare,

Gießt Schauer über seine Haut,
Wo Eitelkeit gelehnt an einer Baare
Aus holen Augen schaut.

Wie fürchterlich ist hier des Nachhalls
Stimme

Ein leiser Tritt stört seine Ruh.
Kein Wetter Gottes spricht mit lauter
Grimme:

O Mensch, wie klein bist du!

Denn ach! hier liegt der edle Fürst,
der Gute!

Zum Völkers Segen einst gesandt,
Wie der, den Gott zur Nationenruth
Im Zorn zusammen band.

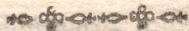
An ihren Urnen weinen Marmorgeister,
Doch kalte Thränen nur von Stein;
Und lachend grub — vielleicht ein wälscher
Meister

Sie einst dem Marmor ein. 2c.

J. B. Mringers sämtliche poetische
Schriften. gr. 8. Leipzig, zum Vortheil des
wienerischen Armeninstituts.

Herr Mringer hat sich bereits als einer der besseren Dichter Wiens ausgezeichnet; welches hinlänglich bekannt ist. In dieser Sammlung ist auch die Uebersetzung des Trauerspiels Edward III. von Gresset eingerückt worden. Das Stück hat unter Mringers Feder, wo nicht gewonnen, gewiß auch

auch nicht verlohren; aber Gresset ist ein viel zu guter Dichter, als daß der Ausschuss des Nazional-Theaters sein schönstes Werk hätte annehmen sollen. Herr Alvinger verdient als Dichter unsere Achtung, als Mensch unsere Liebe, als Freund seiner Freunde — unsere Bewunderung.



I.

Fortsetzung von Wien.

S i a l l e r.

Die Größe der Stadt und die weitentlegenen Vorstädte machen diese Art Wagen zur Bequemlichkeit der Einwohner sehr nothwendig; ob schon sie auch für den größten Theil derselben nicht nur allein unbequem, sondern auch gefährlich sind. Man kann bei gutem Wetter, oder wenn es kein Sonnen- oder Redoutentag ist, um einen sehr wohlfeilen Preis von einem Ort zum andern fahren. Bei garstigem Wetter, oder bei Feierlichkeiten, wo der Zulauf des Volkes stärker ist, sind sie unerhört theuer; so zwar,

2 B. 2 H.

N

daß

daß man oft statt 7 oder 10 kr. 1 bis 2 fl. zahlen muß.

Ein Fremder, der ein Verehrer der cypriſchen Götting ist, darf ſich nur bei einem Fiaker darnach erkundigen. Die Meisten davon kennen genau alle Tempel und Priesterinnen dieser Götting, und wissen genau die Preise, um welche geopfert wird. Um ein richtiges Verzeichniß aller in Wien existirenden Priesterinnen Citherens zu erhalten, dürfte die Polizei ſich nur bei diesen Unterhändlern erkundigen, und wir wetten, daß nicht eine ihrer Wachſamkeit entginge.

Aus dem Pöbel dieser Hauptstadt Deutschlands ſind die Fiaker die Quinteſſenz von Rauheit und Sittenloſigkeit. Bei ihrer Menge, bei ihrem wilden und schnellen Fahren, bei der Unachtsamkeit der Einwohner ist es wirklich ein Wunder, daß nicht mehr Unglücksfälle geſchehen. Einer unſrer Freunde ſagte uns bei einer ähnlichen Bemerkung, daß man die Schuld den Pferden, und nicht den Menſchen zulegen müſſe, weil jene

jene wirklich mehr Verstand bezeigen, als diese, und oft still stehen, oder von selbst ausweichen, wenn sie so nahe sind, einen armen Fußgeher, der keinen Wagen zahlen kann, über den Haufen zu fahren.

Es ist hart, wenn man bedenkt, daß der Bequemlichkeit einiger Menschen wegen das Leben so vieler der Gefahr ausgesetzt wird. Freilich sind deswegen schon viele Verordnungen ergangen, die aber, wie es meistens Verordnungen ergeht, nicht beobachtet werden. Dann sollten diese Verordnungen nicht allein die Fiaker, sondern auch andere Wagen betreffen. Hat der Adelige mehr Recht, seinen Nebenmenschen zum Krippel zu machen, oder ihn gar tod zu rädern? Und Herrschaftliche Kutscher sind oft am ungeschliffensten, fahren in den volkreichsten Gassen im Carriere, bloß weil sie wissen, daß ihre Livree sie vor Ahndungen schütze. Ludwig der XV. sagte einst, da er einen Kabriolet sah: Wenn ich Polizeilieutenant wäre, ich würde die Kabriolets verbieten!

II.

Predigtenkritik.

Am Sonntage vor der Fasten hörten wir den Pr. bei den Augustinern über Lukas 18, 35. Im Eingange pries er den Blinden zu Jericho glücklich, daß er den Zeitpunkt erreicht hatte, wo Christus seine wunderbare Kraft an ihm bewies, und ihm den Gebrauch seiner Augen wieder gab. Hätte er diesen Zeitpunkt verfehlt, so würde er nie das Licht der Welt erblickt haben. — Wie richtig, wie fein der Pr. schließen kann. Man kann dagegen eben so wenig einwenden, als wenn wir unsern Lesern vordemonstrieren wollten, daß, wären wir nicht in die Kirche zu den Augustinern gegangen, wir auch keine Predigt über den Blinden zu Jericho gehört hätten; Alles was man uns sagen könnte, wär' — daß sich so was von sich selbst verstehe, und keines Beweises bedürfe. — Doch zur Predigt. Diesem Blinden von Jericho, sagte der Prediger weiter, gleichen viele Christen, Sie

Sie sind zwar nicht am Leibe, sondern, was noch beklagenswerther ist, an der Seele blind. In diese Blindheit der Seele ziehe uns: die Arglist des Teufels; erster Theil; die Gerechtigkeit Gottes, zweenter Theil.

Daß sich der Teufel bemühe, uns in die ewige Finsterniß zu ziehen, erhellet aus den Worten des heil. Petrus, welcher sagt: Er geht herum wie ein brüllender Löwe, u. s. w. Dieser Höllengeist bediene sich eben der List, uns arme Geschöpfe in seine Schlingen zu haschen, wie die Philister, um sich des Simsons zu bemächtigen. Nun erzählte der Pr. die ganze Geschichte des Simson und der Delila; er sagte, so wie diese ihn in ihrem Schooße mit zärtlichen Liebkosungen einschläferte, ihm die Haare abschnitt, und ihn dann den Philistern überantwortete, die ihm die Augen austachen; eben so schläfre uns der böse Teufel durch die Freuden der Welt ein, um unsrer Seele um so leichter die Augen ausstechen zu können. — Wenn diese Vergleichung

chung gesunden Menschenverstand verräth, so wollen wir gerne gestehen, daß der Teufel Delila unserm Geiste die Augen ausgestochen habe.

Der ganze erste Theil dieser Predigt handelte von dem Teufel. Von allem Bösen, was die Menschen thun, gab der Pr. dem Teufel die Schuld. Beweist uns dieses nicht, (sagte er,) die tägliche Erfahrung? Woher kommt es, daß ein Jüngling, der in seiner Jugend die schönste Anlage zu allen Tugenden hatte, der in den Pflichten der Religion und der Moral (also sind die Pflichten der Religion und der Moral nicht eben dieselben? Bei uns zwar ist der, der in den Pflichten der Religion unterrichtet ist, es auch in denen der Moral; aber bei den Mönchen ist die Religion freilich von der Moral unterschieden.) so gut unterrichtet war, daß dieser Jüngling auf den Weg der Ausschweifungen gerieth? Wer war daran Schuld? — Wer anders, als der Teufel!

Aber,

Aber, so ging der Prediger zu seinem zweenten Theile über, die Arglist des Teufels ist es nicht allein, die uns in diese Blindheit der Seele zieht; auch die Gerechtigkeit Gottes stürzt uns in selbe. Der Prediger schien es zu merken, daß dieser Satz außerordentlich auffallen müsse, und darum wolt' er ihn durch diese Erklärung mildern: daß Gott zwar nicht den Menschen zum Laster verleite, weil Gott keinesweges der Urheber des Bösen sein könne; sondern daß er durch die Entziehung seines Gnadenlichtes dem Menschen der Hülfe beraube, durch welche er sich wieder aufrichten könnte. Beweise hievon finden wir unzählige in den heil. Blättern. Gott drohte den Israeliten, wenn sie seine Befehle, die er ihnen vorgezeichnet hatte, verlassen würden, sie mit Blindheit zu strafen. Nicht mit leiblicher, denn hievon ist kein Beispiel in der heil. Schrift; sondern mit geistlicher Blindheit. Hüte dich zu sündigen, sagt mein grosser Augustinus, (der Hr. wollte durch das mein, worauf er den Ton legte, gewis ankündigen, daß er ein Augu=

Augustinermönch sei) damit du nicht die Gnade verlierest! Da die Sünde uns der Gnade verlustig macht; so ist es der strengen Gerechtigkeit Gottes angemessen, den Menschen, der durch oft wiederholtes Sündigen die göttliche Gnade immer von sich stößt, ihm selbe ganz zu entziehen, ihn sich selbst zu überlassen, wodurch er endlich in diese Blindheit der Seele geräth, die ihn in die ewige Finsternis stürzt. Der Prediger sprach noch manches darüber, und schloß endlich mit dem Wunsch, daß wir doch gleich jenem Blinden zu Jericho, das Gnadenlicht erhalten möchten, um von der Blindheit der Seele, wie jener von der Blindheit des Leibes, geheilet zu werden.

Wir wollen über diese Predigt im Kurzen unsre Anmerkungen machen. Was der Pr. im ersten Theile von der Arglist des Teufels sagte, der sich so viele Mühe giebt, uns arme Sterbliche mit Seelenblindheit zu schlagen, so leuchtete der Mönch aus diesem eben so stark hervor, als aus dem zweenten Theile. Der Prediger erlaube uns,

uns, daß, wenn wir auch die Stelle des h. Petrus: Er geht herum wie ein brüllender Löwe u. s. w. im wörtlichen Verstande nehmen, dieses doch nicht immer, sondern nur aus besonderer Zulassung Gottes geschehe. Allein meistens lehnen sich unsre eigene Begierden wieder uns auf, und verzehren uns, wenn wir nicht wachtsam sind, sie zu besiegen, gleich einem Löwen. Wir Menschen sind uns Teufel selbst genug. Wir sind ohnehin so schwach, haben so starke, so mächtige Feinde an unsern sinnlichen Begierden, daß wir genug zu thun haben, um nicht im Kampfe gegen diese zu unterliegen. Auch haben einige vernünftige Theologen unter dem brüllenden Löwen des heil. Petrus unsre Begierden verstanden, wie es der Apostel vielleicht selbst verstanden haben wollte; aber freilich, war die Lehre der Mönche von jeher davon unterschieden, die ihre heil. Mitmönche von recht viel Teufeln versuchen ließen, um ihren Ruhm des Sieges zu vergrößern.

Gottes Gerechtigkeit kann uns nie in die Blindheit der Seele stürzen; selbst nach der Art nicht, wie es der Pr. erklärte; denn die zu unserer Seeligkeit zureichende Gnade entzieht er uns niemals. Gott will Nicht (nach dem Zeugnisse Ezechiels, das mehr gilt, als das Zeugniß eines Augustinus) den Tod des Sünders, sondern daß er lebe, und sich bekehre. Will nun Gott dieses, so kann er ihm nie seine Gnade völlig entziehen. Gott ist zwar manchmal ein strenger Richter, aber sehr oft ein liebender Vater, der das Glück aller seiner Kinder will. Jeder Vater, wenn er sein geliebtes Kind in einem Sumpfe stecken sieht — sollt es sich auch freiwillig hineingestürzt haben — wird alles anwenden, um es herauszuziehen; und er wird seine Kräfte verdoppeln, je mehr sich vielleicht das unbesonnene Kind mit Gewalt darein vertiefen will. Er sieht nicht auf das, was sein Kind thut, sondern wie er es retten kann, sobald es ihm Ernst ist, es zu retten; so auch Gott. Wir merken dies darum an, weil eine allzustrenge gepredigte Gerechtigkeit Gottes,

tes, die Einfältigen — (und solche waren meistens die Zuhörer des Predigers, denn wir sahen alle, die nur ein bißchen gesunde Vernunft zu haben schienen, da der Pr. seinen ersten Theil begann, mit lächeln aus dem Tempel gehen) leicht zur Verzweiflung reizen kann. Was übrigens der moralische Zweck dieser Predigt war, wissen wir nicht. Haben sollte sie freilich einen; aber was kümmert Mönche die Moral, wenn sie nur ihre Kochemiaden ausframen können?

Alles, was wir an dem Pr. loben können, ist, daß er keinen lateinischen Text seiner Rede vortragen ließ. — Aber dies allein macht noch keinen guten Prediger. Warum übrigens der Pr. seinen Mantel nicht in der Sakristei zurückließ, sondern ihn auf die Kanzel legte, wissen wir nicht. Schicklicher, glauben wir, wär' es, sich nicht auf der Kanzel von seinen Kleidern zu entladen. Wäre die Predigt gut gewesen; so hätten wir unendlich bedauert, daß durch das Getrotte auf den Brettern, mit welchen

chen der Fußboden belegt ist, uns manches unvernünftig geworden ist; aber so — war der Verlust nicht groß, den wir durch dies verursachte Getümmel erlitten. Noch einen Rath wollen wir dem Pr. geben; künftig in Ansehung der Kirchenthüren es so zu veranstellen, daß er nicht nöthig habe, die Zumachung derselben von der Kanzel zu befehlen. Es ist unanständig, erweckt das Gespötte der Leute so leicht, wenn der Pr. sich unterbricht.

III.

Kriminalspiele.

Unter allen Schauspielen, welche die Menschheit schauern machen, ist keines gräßlicher, als das die Gesetze aufführen. Die Zubereitungen zu selben sind so schrecklich, daß wir nicht begreifen, wie es Menschen geben kan, die sich mit einer innigen Freude zu selben drängen, und ohne Erschütte-

schütterung ihm bewohnen. Der Aublick einer solchen gerichtlichen Zubereitung zur Vertilgung eines Bürgers aus dem gesellschaftlichen, oder gar aus dem wirklichen Leben, hat für den fühlenden Menschen so viel eckelhaftes, so viel demüthigendes, daß er traurig in den einsamen Winkel seiner Wohnung flieht, das unglückliche Loos der Menschheit beweint, und die schreckliche Nothwendigkeit verabscheut, die zur Sicherheit der übrigen kein anders Mittel hat, als eine gesetzmäßige Ermordung einzelner Glieder des Staates, um die andern zu erhalten. Tausend Gedanken drängen sich ihm auf. Er fühlt die Niedrigkeit der menschlichen Natur: Fühlt daß ein einziges solches Schauspiel verhängend ist, all' die Salzbadener, die die Vollkommenheit derselben zum Himmel erheben, verstummen zu machen. Er fühlt, daß er, unter andern Umständen, eben so gut der Gegenstand dieses schrecklichen Schauspiels hätte sein können, wie dieser Unglückliche; und er bebt, wenn er denkt, daß er nach ihm unbekannten nicht zusehenden oft unausweichlichen Umständen

ständen es vielleicht noch werden kann. Allein wenige Menschen sind solcher Ueberlegungen fähig. Die meisten betrachten es für ein eben so unterhaltendes Spektakel, als die Komödie eines Kasperls; ja, was noch mehr zu verwundern ist, Geistliche, und empfindsame Fräuleins wohnen demselben mit einem Vergnügen bei, das ihrem Herzen, und ihrer Denkungsart wenig Ehre bringt.

Jede Kriminalerefuzion, oder jedes solches gesetzmäßige Trauerspiel ist fähig, den menschlichen Stolz auf das stärkste zu demüthigen, und uns zu erinnern, wie wenig es brauche, um uns von der Höhe, auf der wir zu sein wähnen, in den tiefsten Abgrund zu stürzen; und darum soll es, statt Freude an selbst, Abscheu und Haß gegen den Unglücklichen, vielmehr Trauern über uns selbst, Mitleid und Erbarmen gegen das Opfer der Gerechtigkeit erwecken.

Wenn die Gesetze das Laster von der einen Seite strafen müssen, so fodert von der andern

andern Seite die Menschlichkeit, daß sie alles zu vermeiden suchen sollen, um diese Strafe dem Unglücklichen zu vergrößern, oder zu verlängern. Fordert die Gerechtigkeit zur Befriedigung den Tod eines Menschen; so fordert sie doch nicht, daß wir ihm selbst unter den prunkvollsten Zubereitungen, die ihm oft peinlicher, als der Tod selbst, sind, sollen empfinden lassen. Die Ehre des ganzen Menschengeschlechts heißt die baldigste, die stilleste Hinrichtung eines Deliquenten; denn sein Anblick ist ein Vorwurf unsrer Unvollkommenheit, die kein anders Mittel kennt, dem schändlichsten Uebel Einhalt zu thun, als solche Strafen, vor denen die Menschheit zurckbebt. Selbst die Ehre eines Staates, der zu solchen gewaltsamen Sicherheitsmitteln oft seine Zuflucht zu nehmen gezwungen ist, heißt die Exekution, so viel als möglich, heimlich zu vollziehen; denn es zeigt von einer nicht allzu gut eingerichteten Polizei, zeigt nicht von der besten Landesverfassung, durch die jedem Staatsgliede hinlängliche Gelegenheit zur Erlangung seiner Nahrungsmittel verschafft

schaft wird, wodurch die meisten dieser Unglücklichen zu solchen Verbrechen oft gezwungen werden. Das Ceremonielle, das man mit den Exekutionen verbindet, die öffentlichen Zubereitungen, wodurch man die Menge des Volks anlocket, dienen zu nichts, als dem Delinquenten seine Strafe zu vergrößern, die Beängstigungen seines Herzens, die ohnehin nur zu sehr peinigenden Vorstellungen seines Geistes zu vermehren.

Vergebens sagt man, daß man durch dieses öffentliche Beispiel andere von diesen Lastern abschrecke. Trauriges Mittel, wenn kein anders mehr da ist, die Menschen vom Wege des Lasters abzuhalten! Und immerhin wenn es ein erprobtes Mittel wäre. Aber beweist uns die Erfahrung nicht genug, wie wenig Galgen, Rad, und Schaffot Schrecken und Abscheu vom Laster verursachen? Wie oft wurden Diebe gehangen, und während der Exekution den Zuschauern ihre Dosen, Uhren und Börfen gestolen? Diese Monumente der Gerechtigkeit sind Krautmännchen, um Hasen und Vögel von Getreide-

treidefeldern zu verschonen; aber nicht die Menschen von dem Wege der Verbrechen.

Heißt die Gerechtigkeit Strafe, so heißt sie nicht, den Delinquenten durch ein ängstliches, furchtsames Schweben zwischen Leben und Tod tausendfach zu martern. Jeder Verzug der Exekution ist ein Verbrechen gegen die Menschheit, die von uns fordert, ihre Leiden, so viel es möglich ist, abzukürzen. In England, sagt Herr Welshamlin in seinen Chronologen. 1. Band. No. 2, erfährt der Delinquent nur zwei Stunden vorher sein Urtheil. Herr Linguet widerspricht demselben; und behauptet, daß er alsobald seine Verurtheilung erfährt, und dann oft sechs Wochen die Todesängst ausstehen muß, bis ihn die wohlthätige Hand des Henkers davon befreiet. Nur der Mörder allein sei davon ausgenommen, der 24 Stunden vorher (aber nicht 2 Stunden, welches uns auch etwas unglaublich scheint, da man dem Unglücklichen doch einige Zeit gönnen muß, sich für die Ewigkeit zu bereiten)

2 B. 2 H. S

reiten) erfährt, daß er zum Tode verdammt sei. Wie auch dem sein mag, so ist doch das gewis, daß in England der Delinquent nur in Gesellschaft einiger Gerichtspersonen zum Tode geführt wird, und nicht in solcher Menge, unter dem Geräusche der Waffen, als in Deutschland. Auch ist sein Tod nicht von der Schande begleitet, welches eine wahre Ungerechtigkeit ist, da sie nicht den Hingerichteten, denn was kümmert sich der um das Urtheil der Menschen nach seinem Tode? sondern seine lebende Familie betrifft, die oft unschuldig und rechtschaffen ist.

Heil uns, daß diese gräßliche Schau-
spiele in Josefs Staaten abgeschafft sind!
Zwar auch bei uns wird der Verbrecher öffentlich gestraft. Auch bei uns weiß er einige Tage vorher sein Urtheil; aber unsere Augen sehen doch nicht mehr Menschenblut von der Hand des Henkers verspritzen. Ihn martern nicht mehr gräßliche Schreckbilder des Todes. Auch ihm ängstigt Furcht das Herz; aber Furcht vor einer vorübergehenden

den

den Strafe, die, wenn sie gleich schmerz-
lich, doch nicht tödlich ist, wenn sie ihn
gleich auf einige Zeit aus der Gesellschaft
verbannt, ihn doch nicht aus dem Leben
hinausstoßt.

IV.

Anekdoten.

Heroismus eines Grenadiers.

Wenn sich Heldennuth bei hohen und
edlen Menschen (wie die Welt sagt) zeigt,
so ist er nicht so sehr zu bewundern; denn
er ist, oder soll wenigstens die Folge ihrer
Erziehung sein; wenn aber ein gemeiner
Soldat, dessen Bestimmung ist, immer die
Muskette zu tragen, dessen Begriffe von
Ehre und Größe so eingeschränkt sind, der
meistens nur des Eigennuzes wegen die-
net, und sein Leben auf dem Schlachtfelde
nur für Gold dem Tode aussetzet, wahre
Heldengröße äussert, so verdient er aller-

dingß unsre größte Bewunderung ; verdient in den Jahrbüchern aufgezeichnet zu werden.

Ein französischer Grenadier wurde von seinem Generalen beordert, die gemachte Breche zu untersuchen. Unter dem Feuer von hundert Kanonen und 2000 Musketten wagte er sich hinan, besichtigte alles mit kaltem Blute, kehrte zurück, und gab seinem Generalen Rapport. Dieser staunte über den Muth, mit welchem sich dieser Grenadier an die Breche gewagt hatte, und bot ihm zur Belohnung seine Börse an. „Mein General, sagte der eben so großmüthige, als tapfre Krieger: Man geht nicht für Geld an solche Posten!“ und so schlug er das Geschenk aus.

Edele Handlung eines gemeinen Soldaten.

In der schrecklichen Feuersbrunst in Straubingen wollte eine ansehnliche Frau ihre Habschaften den Flammen entziehen. Sie packte in der Eile die kostbarsten Sachen

chen in ein Kästchen zusammen, wovon der Werth gegen 3000 fl. betrug. Das Haus stand schon in Flammen, als sich die Frau retten wollte. Vom Schrecken ergriffen händigte sie das Kästchen einem ihr ganz unbekannten Menschen ein, und ersuchte ihn, es in Sicherheit zu bringen. Nach einigen Tagen erinnerte sich die Frau ihrer Unbesonnenheit, daß sie ihre Kostbarkeiten einem Unbekannten anvertrauet habe, und schätzte sie für verloren. Schon waren drei Wochen verflossen, als ein gemeiner Soldat vom Graf Wahlenischen Regimente, Namens Baumgartner, eintrat, und ihr das Kästchen überreichte. „Wie froh bin ich, sagte er, daß ich Sie einmal erfragt habe. Ihr Kästchen hat mir tausend Sorgen gemacht. Hier nehmen Sie! 's ist alles unversehrt so wie ichs von Ihnen erhalten.“ — Die Frau war über die Redlichkeit, und über die ehrliche Mine, mit welcher er ihr das Kästchen zurückstellte, ganz erstaunt. Sie gab ihm einige Thaler Trinkgeld; aber der ehrliche Soldat schlug sie aus. — „Sie haben mir, da ich das Kästchen von Ihnen empfing,

empfang, schon einen Thaler gegeben; und ich bin belohnt genug. Ich nehme nichts mehr. Mir ist nur leid, daß Sie so lange werden in Sorge gewesen sein!“ — Mit diesen Worten verließ er das Zimmer. Dieser Redliche soll vor einiger Zeit sein Regiment meineidig verlassen haben. O gewis mußte ihn eine sehr wichtige Ursache zu diesem Schritte bewegt haben. Wie, wenn unnöthige, übermühtige Drückungen seiner Offiziere ihn dazu gezwungen hätten? — Dies ist leider nur zu oft der Fall, daß die bravsten Leute ihre Fahne verlassen.

V.

L i t t e r a t u r.

Erzählungen und Geschichten, allen Edeldenkenden gewidmet. Von Karl von Kartshausen. Viertes Bändchen. Salzburg, 1784. Ist's wahr, daß keine Rechtschaffenheit ohne Religion bestehe?

Dieses 4. Bändchen ist an Papier eben so stark, als alle die drei Vorhergehenden. Allein die darinn enthaltenen Geschichten sind weniger interessant, leiten zu weniger erhabenen Gesinnungen und Reflexionen, und verrathen mehr als die vorhergehenden in Absicht auf kirchlich = strenge Grundsätze die Heimath, — wo noch ein Zaupser wegen einer Ode auf die Inquisition inquirirt wurde, wo man noch Naturgeschichten, Naturlehren und dergleichen aus Furcht von Naturalismus von Censur wegen verbietet, wo ein Pater Jost im Nachtwächterton, alles, was nicht recht hübsch dumm ist, mit allem hohen Beifall

Beifall dem Teufel zuschicken darf, wo noch Marienbilder an verschiedenen Orten in die Wette Mirakel wirken, und eine Kirche mit der andern deshalb prozessirt — Herr v. Eckartshausen ist einer von den Volksschriftstellern, die auf eine sehr angenehme Art zu unterrichten und gute Grundsätze auszubreiten wissen. Diese Art Autoren sind, wiewohl sie auf Unsterblichkeit nie rechnen dürfen, gerade die nützlichsten im Staate. Die grossen philosophischen Genies, — bei dieser Gelegenheit kann nur von diesen die Rede sein, schwimmen mit ihren erhabenen Erfindungen in der Luft, für den gemeinen Menschenverstand verlohren. Aber eben dieser gemeine Menschenverstand bedarf der Aufklärung am meisten; und wenn er sie erlangt, so sind im Staate die Wirkungen derselben auch bald sichtbar. Verträglichkeit und Wohlwollen verbreiten sich durch alle Stände; der Kunstfleiss und die Handlung nehmen zu, je mehr Vorurtheil und Dummheit zerstreuet werden. Die Folter sinkt zu Boden und das Kriminalgesetz ist nicht mehr so blutig. Diesen wohlthätigen Einfluß auf

das

das Glück der Nation können nur die Volksschriftsteller, aber keine Leibnize, keine Newtons bewerkstelligen. Ekartshausen gehört unstreitig in diese edle Klasse Menschen, und verdienet den lebhaftesten Dank seiner Zeitgenossen, — weil in 50 Jahren seine Existenz nur kaum noch in der Litteraturgeschichte wird aufgesucht werden können. Wir wollen eilen, den Vorwurf zu rechtfertigen, welchen wir dem Verfasser in den ersten Zeilen unserer Beurtheilung gemacht haben. Er hat unter andern kleinen moralischen Abhandlungen auch den Satz abgehandelt: daß es keine Rechtschaffenheit ohne Religion gebe. Bei den verworrenen Begriffen, welche das Volk von der Religion hat, ist es gefährlich, dieser Art Sätze zu berühren; noch gefährlicher aber dann, wenn man einer solchen Materie nicht gewachsen ist. Wir führen das wichtigste an. Hier ist's. „Niemand wird den Ruhm eines ehrlichen Mannes dem zu gestehen, der gegen einen Wohlthäter undankbar ist, oder denjenigen verachtet, welcher seiner Verdienste wegen Hochachtung und Ehrfurcht
for=

fordern kann: und die Undankbarkeit gegen Gott und der Mangel der Ehrfurcht gegen ihn sollten mit dem Charakter der Rechtshaffenheit bestehen können? — Herr v. Eckartshausen kämpft, gelinde davon zu urtheilen, mit Windmühlen. Er redet hier nicht von den Atheisten; er setzt voraus daß, nachdem man vom Dasein Gottes überzeugt sey, — man Gott, — als unsern Wohlthäter, — verachten könne. Ob sich wohl so ein Mensch außer dem Narrenthum denken läßt? — Allein vielleicht meint Hr. v. Eckartshausen sei Gott schon hinlänglich verachtet, sobald man ihn nicht christkatholisch verehrt? — und dann sind mit einmal Juden und Türken in unseren Augen, dann wir in den ihrigen, dann die verschiedenen Sekten des Christenthums selbst unter einander Verächter Gottes! — Sehen sie Hr. Verfasser was für schädliche Folgen sich aus einer einzigen nicht genug bestimmten nicht von allen Seiten berichtigten Stelle ziehen lassen.

Polidor, fährt der Verfasser fort, hör ich zuweilen sagen, ist zu bedauern, daß er
kein

kein Christ ist. Er denkt über die Religion bis zur Ausschweifung frei; sein Witz wird unerschöpflich, wenn er anfängt, ihre Vertheidiger lächerlich zu machen; aber er ist ein ehrlicher Mann; er handelt rechtschaffen! man wird ihm keine einzige Ungerechtigkeit vorwerfen können; er bezahlt seine Spielschulden; er bezahlt auch diejenigen, die für ihn arbeiten. Man kann sich auf sein Zusagen verlassen, er ist dienstfertig, und man hat ihn auch mitleiden gesehen; der rechtschaffene Mann! Allein Polidor spottet über Lehren, die er nie untersucht hat, und über die Vertheidiger derselben, ohne sich zu bekümmern, ob sie seinen Spott verdienen. Welch eine Ungerechtigkeit! — Wie kann er des Ruhms würdig sein, allezeit rechtschaffen zu handeln? u. s. f.

Wenn Polidor in jedem andern Fall rechtschaffen handelt, so ist es unwahrscheinlich, daß er gewisser Lehren, von deren Wichtigkeit er nicht überzeugt ist, spotten werde. Er kann davon überzeugt sein, ohne daß eben die Gründe, welche ihn überzeugt

zeugt haben, auch für uns überzeugend sein mußten. Wir können ihn also höchstens des Irrthums in kirchlichen oder Religions Angelegenheiten beschuldigen. Sind denn aber Irrthümer an und für sich selbst Laster? — Kann mit Irrthümern auf der einen Seite, nicht die Rechtschaffenheit auf der andern bestehen? — So ist kein rechtschaffener Mensch auf Gottes Erdboden, so hat nie Rechtschaffenheit existirt. Ich glaube, der Verf. muß selbst erröthen, wenn er zurückdenkt, wie viel brave vortrefliche Menschen in allen Ständen, selbst den Gesalbten nicht ausgenommen, mit einem Federstriche H. v. Kartzshausen ehrlos gemacht hat! — weil sie nicht denken wie Er! — Wenn Polibor kein Christ, kein Jude, kein Türke ist, so folgt noch nicht daraus, daß er nicht rechtschaffen handeln könne. Spinoza der Gottesläugner war ein Menschenfreund in jedem andern Falle: und seine Grundsätze, die ihn zur Tugend führten, mußten um so fester sein, weil er dafür keine Belohnung erwartete. Freilich ist der Fall eben so außerordentlich, als die Irrthümer

thümer dieses unglücklichen Gottesläugners. Sokrates, man schlage des Plato Dialogen nach, wußte nicht eine bestimmte Definition von der Tugend seinen Schülern zu geben, und doch war Sokrates der Tugendhafteste unter allen Menschen. Man lese dagegen die Geschichte der Orthodorie, und man wird finden, daß es Geistliche darunter giebt, welche auf Pfänder leihen, das Glück ihrer Nebenmenschen untergraben, und Laster begehen, die ein Spinoza verabscheut hat. Wer nun die Folge daraus ziehen wollte, daß diese Laster das strenge Christenthum veranlaßt habe, der würde sich eben so lächerlich machen, als Herr v. Starkhausen, der zu beweisen scheint, daß ausser dem Christenthume sich keine Rechtschaffenheit denken lasse. Zwar, sagt er immer nur die Religion; allein das Beispiel von Polidor. das bedauern, daß er kein Christ sei, erklärt, was er für Religion halte. Aber auch in dem Fall, daß er die Religion überhaupt darunter verstehe, — daß er auf die Grundlage aller Religion

ligionen, auf die natürliche *) nemlich zielte, würde er noch immer Riesenarbeit haben, diesen Satz zu erweisen: noch immer würde es schwer halten, die bekannten tugendhaften Handlungen der wenigen Atheisten zu verlästern. Noch immer würde das zärtliche Herz der Menschen, noch immer der gut gesinnte Christ sich empören, die Rechtschaffenheit der Irrenden zu verläumdern: wenn einmal ihre Rechtschaffenheit durch Handlungen erwiesen ist.

Nun aber sei es auch, daß weder Atheisten, Gottlob, es giebt davon nun wahrscheinlich keine! — noch Naturalisten, — leider, ist Europa mit diesem Orden ohne
Zeis

*) D. G. Less Dogmatik Einleitung 1 Abschnitt, §. 6. Das Christenthum hat uns zuallererst eine ganz reine und vollständige Naturreligion gelehrt. Und doch verdammt man allgemein die Naturalisten, doch pflegt man zu sagen, ihre Religion sei keine Religion! —

Zeichen überschwemmet! — rechtschaffen sein können, — wie gefährlich ist es, zu einer Zeit, wo jeder Mensch, der nicht stöckdumm ist, für einen Freigeist gilt, den Kapuziner-Satz, sei er auch noch so wahr, in einer Volksschrift aufzuwärmen, daß es ohne Religion keine Rechtschaffenheit gebe? — Außer dieser kützlichen Materie enthält sein viertes Bändchen sehr brauchbare Lehren und einige rührende Anekdoten. Das, was er S. 372 über Vorurtheile, die die Menschheit herabsetzen, sagt, ist viel gemeinnütziger. Eben so schön ist das Raisonement, — allein auch eben so wenig neu, mit dem er die Aftersphilosophie unseres Jahrhunderts zu Paaren treibt.

Was sind die Philosophen unsers Jahrhunderts? Ihre Intoleranz.

Der Verfolgungsgeist ist dem Menschen noch immer eigen. In den älteren Zeiten verfolgte man sich unter dem Vorwande von Vertheidigung der Religion, heut zu Tag
her=

verfolgt man sich unter dem Vorwand von Beschüzung der Philosophie. Die alten Fanatiker wollten Religion und Glauben verbreiten, und haßten die Menschen, und die heutigen Fanatiker verbreiten Aufklärung und Philosophie, und verfolgen ebenfalls ihre Brüder. Sterbe! so ertönte einst die fürchterliche Stimme, sterbe, denn du bist kein Christ! — so sprachen sie einst. Lebe! spricht man izt, lebe, aber Elender, du bist kein Philosoph, und wir wollen dich außer den Cirkel vernünftiger Wesen sezen, dich ansehen, als wärst du nie unter uns gewesen; dich verlachen oder verhöhnen. Lebe um diesen Hon in deiner ganzen Seele zu fühlen. O Barbaren von Menschen, dieses nennt ihr Aufklärung und Philosophie! Ihr vertheidigt die Rechte der Vernunft, und ihr tretet die Rechte der Menschheit mit euren Füßen. Jeder Geist, der die Menschheit erniedrigt, der Brüder verfolgt, und die Menschenliebe entheilligt, ist nicht der Geist der Vernunft und Wahrheit. Alles was verfolgt, was entrüstet, was beleidigt, ist böse; denn jede Verfolgung kömmt aus einem gekränkten Interesse,

teresse, es mag nun selbes heißen, wie es immer will. Der Geist der Wahrheit und der Aufklärung ist sanft, er erniedrigt nicht, er spottet nicht, sondern er lehrt, und überzeugt. Die Art, mit welcher die sogenannte Philosophen unserer Zeit Vorurtheile zerstören und die Menschen in ihre Rechte einzusetzen wollen, scheint mir nicht die zu seyn, die sie seyn sollte. Man verfolgt Vorurtheile und trennt den Unglücklichen nicht von selbst. Es ist billig, Vorurtheile zu verfolgen; aber die Verfolgung muß sich nicht auf die Opfer der Vorurtheile erstrecken, sie sind Menschen, bleiben immer Menschen der Verbesserung werth, aber nie der Verfolgung. Es wäre grausam, wenn ich über einen Unglücklichen spotten wollte, der durch schwere Ketten an die Erde geschmiedet wäre, weil der Unglückliche nicht aufrecht stehen kann. Es ist nicht seine Schuld, daß er hier schmachtet; du! der du ihn retten willst, zerreiße seine Ketten, und richte seinen zur Erde gebeugten Körper mit brüderlicher Theilnehmung empor. Allein diese menschenfreundliche Art zu verbessern,

herrscht bei sehr wenigen unserer Aufklärer,
u. s. w.

Freilich wohl wird sich derjenige, dem man die Fessel abnehmen will, bedanken, wen man es auf keine andere Art zu thun weiß, als daß man ihn mit den schweren Fesseln seine Beine mit aus dem Leibe zieht. Denn wenn er keine Beine mehr hat, so ist es noch schlimmer mit ihm, als wenn er Fesseln daran hätte. Sonst konnte er zwar keine Sprünge machen, nun aber kann er auch nicht einmal stehen. Indessen machens, zu unserem Trost die Philosophen nicht so arg; und sie sind noch obendrein zum Theile zu entschuldigen, weil sie sich in Absicht auf Aufklärung und blinden Glauben an kirchliche Angelegenheiten in dem eisernen Zeitalter des Faustrechts befinden, wo sie ohne Zweifel das Kürzere ziehen müßten: wenn sie die Flegel und Prügel der orthodoxen Embolao's nicht mit Ausfällen und Seitensprüngen des volksthümlichen Witzes auszuweichen wüßten. So ein Embolao ist z. B. der Pater Götz von Ham-

Hamburg und Senior Merz zu Augsburg! — Wer will diese Herrn mit sanfter Sprache zurück weisen? Wer will sie überwinden, ehe er sie ermüdet hat, ihre Faustbeweise zu führen; und wie kann man sie anders ermüden, als daß man sie zugleich Zeit von allen Seiten zwickt. Sie machen auf diese Art von Natur blind, so viele Luftstreiché, daß sie endlich, ohne auch nur ein Opfer ihrer geistlichen Rache gebracht zu haben, von ihrem Streite ermattet, alle viere von einander strecken.

Wenn einmal dieses unselige Faustrecht, welches jedoch in der Reihe der Dinge unvermeidlich ist, beigelegt werden wird; wenn beide Partheien die Orthodorie und die Philosophie, des Gefechtes satt, und mit der Zeit durch die den beißenden Metaphern eingestreute Vernunftgründe abgesehlt, die Unzulänglichkeit des fanatischen Streites die Wahrheit zu prüfen und zu erweisen, einsehen werden — denn wird Sanftmuth ihre Râsonnements über wichtige

Materien beseelen, und dann — wird der Jüngste Tag im Anzuge seyn! —

Meinungen über eilf wichtige Fragen, welche theils das Gewissen einzelner theils die öffentliche Beruhigung in Absicht auf einige Landesväterliche Verordnungen betreffen. Von Franz Kauffer, Kurathbenefiziaten zum heil. Leopold. Wien bei Zuhn in der Zimmelpfortgasse.

1785.

Geistliche Kabala gegen die freimüthigern Schriftstellern.

Nr. 1. Aus der Pastoraltheologie. Von Gistschütz. Ueber den Krankenbesuch. Dieses ist angehenden Pastoraltheologen und schwachbeinigten Kasuistikern so ziemlich wichtig. Nr. 2. Aus der Katechetik. Durch welche

welche Fragen man ein kleines Kind auf den Begriff von der Allmacht Gottes führen kann. Ist der obigen Klasse nicht weniger wichtig. Die Behandlung seiner Fragen ist praktisch. Nr. 3. Inhalt einer Predigt. Ist nicht zu verwerfen, allein entspricht dem Haupttitel des Buches eben so wenig als die vorhergehenden Nummern. Nr. 4. Aus dem Kirchenrechte von Peshem. Was für Recht besitzt der Landesfürst über die zeitlichen Güter der Kirchen? — Da das Reich Jesu nicht von dieser Welt war, so hat er auch seinen Anhängern kein besonderes Recht über die Güter dieser Welt einräumen können &c. Alles, was er bei dieser Gelegenheit anführt, ist, sei es auch nichts neues, sehr gut, und für das Volk und die jungen Geistlichen brauchbar. Was uns am Herrn Kauffer gefällt, ist die Aufrichtigkeit, mit welcher er bekennt, wo er was hergenommen hat. Herr Peshem ist so aufrichtig nicht. Er läßt dem Herrn von Riegger die Gerechtigkeit nicht wiederfahren, welche Herr Kauffer ihm wiederfahren läßt. Nr. 5. Ist es billig
und

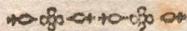
und gerecht, daß der Landesfürst die kirchlichen Verordnungen sich eh' zur Einsicht vorlegen lasse, bevor selbe seinen Unterthanen verkündigt werde? —

Eine Sache die so klar, wie das Tageslicht ist, kann leicht erwiesen werden. Nr. 6. Wie und was für eine Beschaffenheit hat es dermal um alles das, was Ehehindernis heißt; seitdem in Oesterreich diesfalls ein pragmatisches Gesetz erschienen ist? Wir wollen zuerst den Plan Christi sehen, und dann den Plan des Kaisers. Aus diesem Gesichtspunkte behandelt Kauffer diese Materie, und vereinigt den Plan des Kaisers mit dem Plan Christi; Alles was der Verfasser darüber sagt, ist bekannt, und nützlich; zugleich aber gegen die Gefinnungen gewisser Prälaten, die so gern Dispensationen von Rom kommen lassen, welches nicht weniger lächerlich ist, als, die zum größten Theil abgekommene Gewohnheit, Kleidungsstücke, die man eben so gut und um so viel wohlfeiler zu Wien haben kann, von Paris verschreiben

zu lassen. Nr. 7. Aus der dogmatischen Theologie. Beweisgründe, daß der heil. Geist eine wahre für sich bestehende göttliche Person sei und nicht nur bloß eine Eigenschaft oder Benennung Gottes, wozu Beweisgründe über einen Glaubensartikel. Nr. 8. Setzt diese Materie fort. Nr. 9. Aus der Moraltheologie von Hr. Prof. Schanza. Welche Pflichten haben die Aeltern gegen ihre Kinder? — Nr. 10. Die Bestrafung der Sünder. Ob man zur brüderlichen Bestrafung verpflichtet sei? Nr. 11. Vom Gebet. Was und wie vielfach ist das Gebet? —

Wir würden diese Broschüre, die 2 Jahre früher ein großes Aufsehen verursacht hätte, denn damals ist Wien noch nicht so aufgeklärt gewesen, als izt! nicht so weitschichtig zergliedert haben, wenn es uns nicht darum zu thun gewesen wäre, die Leser unsers Blatts zu überzeugen, daß sie mit dem strengsten Katholizismus bestehen könne. Was werden aber unsere Leser für Augen dazu machen, wenn wir ihnen melden,

den, daß diese Brochüre Bogen für Bogen aus der Druckerei von einem geistlichen Autor von der Presse weggestolen und einem Prälaten überreicht wurde, der gefährliche Donnerkeile gegen die aufkeimende Vernunft schmiedet! — Wenn dermaleinst diese Donnerkeile die in der geistlichen Alchimie Oesterreichs bis hieher noch nicht reif wurden, hervorbrechen wollten, werden wir bei den ersten aufsteigenden schwarzen Wolken den Kopf des Verfassers mit Ableiterstangen versehen, und den Entwender sowohl als den Donnerer öffentlich dem Publikum nennen.



I.

Fortsetzung von Wien.

Pflaster.

Zu den Schönheiten einer Stadt gehöre
unstreitig ein gutes gleiches Pflaster. Wien
kann sich dessen rühmen. Es hat den Vor-
zug vor Paris, und einiger Massen vor
London. In der Hauptstadt Frankreichs
läuft man oft Gefahr, bei einem falschen
Schritte den Hals zu brechen, so schlecht
ist da das Pflaster, dieses und die Unreis-

nigkeit der Gassen machte daselbst die Wagen fast nothwendig. In London sind die Fußgeher sicher. Ihr Weg ist mit grossen breiten Steinen gepflastert, und ihr Leben vor der Gefahr, von adelichen und nummerirten Wagen gerädert zu werden, durch eine Erhebung gesichert; ein Vorzug, den London allein hat. Aber um so schlechter ist das übrige Pflaster in den Gassen, welches auch die Stadt bei regnerischem Wetter überaus lothig macht. Wiens Pflaster ist eins von den schönsten; besonders das neue. Aber diesen Vorzug hat nur die Stadt. So schön diese ist, so elend sind die Vorstädte, die entweder gar nicht, oder mit kleinen, spizzen Steinchen, welche die Unbequemlichkeit der Fußgeher noch vergrößern, anstatt sie zu vermindern, gepflastert sind. Dieses macht die Hauptstadt Deutschlands in jeder Jahreszeit äusserst unangenehm. Ein Fremder, den wir in Hamburg kennen lernten, und hier in Wien antrafen, sagte uns: „Wien ist schön; man lebt hier viel wohl.“

wohlfeiler, als irgendwo; es hat anmuthige und reizende Belustigungsorte; aber ich möchte doch nicht für beständig hier wohnen. Ist es trocken, so erstikt man im Staube; ist es regnerisch, so ersäuft man im Koth. Wir konnten dem Fremden nicht Unrecht geben. Der Koth in den Vorstädten ist so groß, daß man auf selben in kleinen Gondeln fahren könnte; und die Wolken von Staub, die sich aufthürmen, und Wien mit einem immerwährenden Nebel (so glaubt man, wenn man diese Stadt von einer Anhöhe überseht) bedecken, verbittern den Spazirengehenden jede Lust, da sie sie mit dem Verluste ihrer Gesundheit erkaufen müssen. Ob die Unkosten, die Vorstädte zu pflastern, so unermeslich wären, daß sie nicht leicht bestritten werden könnten, und ob nicht jeder Hausinhaber gerne zu dieser Verschönerung etwas beitragen würde, wissen wir nicht zu bestimmen. Vielleicht kommt auch mit der Zeit diese noch zu Stande; sind es doch erst ohngefähr zehn Jahre, daß die Vorstädte beleuchtet wurden. Wir wollen

hoffen, daß man, da man schon so viel zur Verschönerung Wiens beigetragen, und noch täglich diese Residenzstadt verzieret, ihr auch die größte aller Verschönerungen, zur Bequemlichkeit, und was noch mehr zu schätzen ist, zur Erhaltung der Gesundheit ihrer Bürger, geben werde.

II.

Predigtenkritik.

Am ersten Sonntage in der Fasten hörten wir den Herrn Pr. in der k. k. Hofkirche. Er sprach über die Worte: „Und da er 40 Tage und 40 Nächte gefastet hatte, hungerte ihn. Matth. 4, 2.“ Da diese Predigt unter den katholischen, die wir noch gehört haben (in Wien versteht sich) eine der besten ist, so wollen wir sie etwas weitläufiger, als wir es sonst bei andern gewohnt sind, anführen.

Wir leben in einer Zeit (sagt der Pr. im Eingange) die durch das Beispiel ehrwürdiger Männer des alten Bundes, durch das Beispiel Jesu Christi und durch das Gesez der Kirchen geheiligt ist. Da Moses das Gesez für seine Israeliten empfangen wollte, mußte er fasten; da Esther das Blut ihres Volkes vom Ahasverus erbitten, Judith Bethuilen befreien, Daniel die babylonische Gefangenschaft verkürzen wollte, — mußten sie fasten. Da Christus das Werk seiner göttlichen Sendung beginnen wollte, fastete er. Auch uns gebietet die Kirche zu fasten. — Fasten! wie erschrecken nicht manche bei diesem Worte, die aus allzugrosser Weichlichkeit nicht gelernt haben, sich etwas zu versagen, um ein höheres Gut zu erlangen! doch lassen Sie uns an die Stelle dieses Wortes, mit dem wir ohnehin nur den Begriff einer kleinen Enthaltensamkeit verbinden, ein anderes sezen, das eben so viel bedeutet. Wir sind der Gerechtigkeit Gottes für unsre Sünden Genugthuung schuldig. Viele suchen sich von allem loszusagen, was nur den Anschein der Buße

Buße hat; und diese haben einen zu geringen Begriff von der Buße; erster Theil. Viele kennen ihre Beschaffenheit nicht, sind zu ängstlich in selber, und diese haben einen übertriebenen Begriff von der Buße; zweenter Theil.

Die Vernunft und Religion lehret es uns, daß wir Gott eine Genugthuung schuldig sind. Diejenigen, welche glauben, daß es schon genug sei, aufhören zu sündigen; irren sich. Wenn einer an seiner Ehre verlezet, durch Verläumdung an seinem guten Namen gekränkt wird, ist er wohl zufrieden, wenn der Verläumder aufhört, seine Ehre zu verlezzen, seinen guten Namen zu kränken? O nein; wir sind bei unserm Vortheile nicht so blind! Wir suchen bei der Obrigkeit Hülfe; wir fordern Wiederrufung, Abbitte, Ehrenerklärung. Wenn einem etwas entwendet wird, ist er zufrieden, daß der Entfremder aufhört zu stehlen? Nein, er fordert Ersatz. Und Gott, dessen Ehre wir durch unsre Sünden so sehr verlezzen, soll zufrieden sein, wenn wir aufhören zu sündi-

sündigen? Wer es tief im Busen fühlt, dem es im Herzen brennt, daß er den Ewigen beleidigt habe, der wird sich niederwerfen, aufweinen zu dem Allgütigen, und brünstige Reue über seine Vergehen empfinden. Aufhören zu sündigen, ist nur der erste Schritt, den wir auf den Weg zur Besserung machen. Und aus welchen Gründen hören wir auf? Nicht aus Gründen der Religion, sondern der Vernunft. Liebe zum Leben, zur Gesundheit, Erkenntnis der üblen Folgen, Mangel am Vermögen, an Kräften, machen daß wir Abscheu vor der Sünde haben, und so fliehen nicht wir die Sünde, sondern die Sünde flieht uns. Aufhören zu sündigen, kann der das wohl, der es nicht aus den Gründen der Religion, sondern nur der Vernunft thut? Er wird wohl einen Vorsatz fassen; der aber bei der kleinsten Versuchung so verschwinden wird, wie der Schnee bei dem heißen Sonnenstrahle hinschmelzt. Aufhören zu sündigen ist zwar etwas, aber verhält sich zur Buße, wie ein Theil zum Ganzen. Wir sehen also durch die Vernunft überzeuget, daß wir büßen,

büssen, daß wir Gott für unsre Sünden Genugthuung schuldig sind. Aber auch die Religion beweiset uns diese Nothwendigkeit. In der heil. Schrift sind unzählige Beispiele. (Und hier wurden David, die Niniviter, das Volk Israel angeführt.) Aber sollen wir uns zum Gerippe fasten? Unsern Leib mit Geißelftreichen zerfleischen, uns von jeder gesellschaftlichen Verbindung losreißen? das heist übertriebene Begriffe von der Buße haben.

Ohne der leiblichen Buße etwas zu be-
nehmen, giebt es eine Buße des Willens
und der Seele. Unsre Sinne, unsre Glied-
massen, die zuvor dem Dienste des Lasters
gewidmet waren, sollen nun dem Dienste
Gottes gewidmet sein. Hier zeigt der Pr.
sehr vortreflich wie unsre Sinne, unsre Glie-
der für die Verbrechen, die sie begangen
haben, büßen können. Z. B. Das Aug,
welches vordem verliebte Blicke um sich
warf, soll izt nur Sittsamkeit und Unschuld
strahlen. Das Ohr, welches den Verleum-
dungen, und Zotten der Wollüstlinge gedf-
net

net war, sei izt dem Worte Gottes, und heilsamen Ermahnungen offen, u. s. w. Eine Unterwerfung gegen den göttlichen Willen; Gedult bei den Leiden dieses Lebens ist Buße der Seele. Und hier zeigte der Pr. abermal, wie unvernünftig es sei, wider sein Schicksal zu murren, wie weise hingegen, es mit Gelassenheit und Ergebung in den göttlichen Willen zu tragen. Seinen Feinden verzeihen, die Tirannei der Obern mit Ehrfurcht, die Fehler der Untergebenen mit Nachsicht, die Ausschweifungen des Gatten, die Ausartung der Kinder u. s. w. mit Liebe und Gedult ertragen, ist Buße der Seele. Dies sei eine Buße, die uns doch nicht unmöglich, die keinem Stande, keinem Alter zu wider ist, der uns eigentlich zu rechtfertigenden Bürgern, zu Christen bildet. — Soll ich noch (fragte der Pr.) von dem Fasten reden, wozu uns das Gesetz der Kirche verbindet? dies hieß Mißtrauen in sie setzen. Er schloß seine Rede, indem er die Zuhörer ermahnte, diese heilige Zeit so in der Buße zu zubringen, um sich zum Genusse des Osterlammes würdig zu bereiten,

zu dem wir alle nach diesem Leben kommen, und uns daselbst ewig zu freuen trachten sollen.

Es sei uns erlaubt über diese gute Predigt einige kleine Anmerkungen zu machen. Unrichtig scheint es uns, daß Moses, Esther, Judith und Daniel fasten mußten. Sie thaten es, aber freiwillig; denn kein Gebot verband sie dazu. Etwas thun müssen, setzt immer eine Schuldigkeit voraus, und diese entsteht nur aus einem vorhandenen Geseze. Gezwungen, glauben wir, ist der Uebergang des Pr. vom Fasten zur Buße. Und wie kann er sagen, daß das Wort Genugthung für unsre Sünden, welches er an die Stelle des Wortes Fasten setzte, ebenso viel sei, als Fasten? — Meint der Pr. die Vernunft, welche sich unter dem Glauben beugt, so ist es nicht mehr die bloße Vernunft, die uns beweiset, daß wir Gott eine Genugthung schuldig sind; sondern es ist der Glaube, der es unserer Vernunft lehret; Meint er aber die Vernunft, die sich dem Glauben nicht unterwirft; so hat er unrichtig

tig geschlossen. Die bloße Vernunft, welche nicht nach dem Lichte der Religion urtheilt, weiß von keiner Genugthuung. Es ist nicht immer zuträglich, Sätze, die wir bloß durch die Religion beweisen können, durch die Vernunft unterstützen wollen. Von den Menschen auf Gott schließen: heißt eine üble Logik haben; weil zwischen Gott und den Menschen kein eigentliches Verhältniß statt haben kann. Was Menschen thun, ist keine Folge, daß es auch Gott thun müsse. Es ist eben so viel, als wenn man sagen wollte: eine kleine Klatsche schlägt die Mücke tod; also auch den Elephanten. Dieser Schluß könnte noch eher gelten. Um zu zeigen, wie unzulänglich dergleichen Schlüsse sind, wollen wir wider den Pr. sein eigenes Argument aufnehmen. Man setze voraus: A habe den B verleumdet. Nach den Gesetzen kann B. von A. eine Abbitte, eine Widerrufung, eine Ehrenerklärung fordern. Thut B. es, so handelt er nicht unrecht; denn die Gesetze erlauben es ihm; aber wenn A. dadurch, daß er als ein Verleumder erkannt wird, um seinen Dienst,

um

um sein zeitliches Glück kommen würde; was wäre edler von B. gehandelt; diese Genugthuung fordern, oder nicht? Gewis das letzte! Welchen Schluß könnte man nun folgern, wenn man von den Menschen auf Gott schließen wollte? — — Uebrigens wäre es sehr gut, wenn die Menschen sowohl aus Vernunft, als aus Religionsgründen das Laster verabscheuten. Was uns sinnlich ist, wirkt öfters mehr auf uns, als das bloß geistige. Wenn nun die Vernunft uns sagt, daß wir das Laster meiden sollen, so sind die Ursachen, durch die sie uns davon zu überzeugen sucht, die Folgen der sinnlichen Uebel, die aus dem Laster entspringen; weil uns die gegenwärtiger sind, als die geistlichen Uebel, so machen sie auch oft einen stärkern Eindruck auf uns, und sind fähiger, uns von Laster abzuschrecken. Der zweente Theil war vortreflich, und gut ausgearbeitet. Er enthielt die Lehre in sich, wie der Mensch rechtschaffen in allen seinem Handeln sein soll. Noch wünschten wir, daß der Prediger etwas langsamer deklamirte

miren möchte. Die Eile, mit welcher er seine Perioden hersagt, macht es unmöglich, sie wohl zu fassen.

III.

A n e k d o t e n.

Ein Milchweib und — eine Dichterin.

Besser bildet die Natur die Genien,
— (und eigentlich ist es auch nur sie die
den Genie bilden kann) als alle mürrische
Professoren in ***, die sich für ihre sauer-
töpfische und unverständliche Kollegien alle
halbe Jahre ihren richtigen Louisd'or zah-
len lassen. In England erschien vor kurzem
ein solches litterarisches Phänomenon.
Ein armes Weib, das ohngefähr 30 Jahre
alt ist, und von ihrer Kindheit an als ein
Milchmädchen gebraucht wurde, zeigte sich
auf einmal als eine Dichterin. Einige alte
Werke der besten englischen Dichter, woran
sie Geschmack fand, und welche sie las, sach,
ten

ten den Funken, der in ihrer Seele, von der Hand der Natur hineingelegt, glimmte, an, daß er zur schönsten Flamme wurde. Durch ihre Anwendung, ohne von irgend einem Professor Kollegia über den Aristoteles, Horaz, Vatteux ic. gehört zu haben, brachte sie es so weit, daß sie endlich selbst verschiedene sehr geistreiche Aufsätze sowohl in Prosa, als in Versen verfertigte, die den Beifall vieler grosser und gelehrter Männer, erhielten. Der Primas von Irland, der Bischof von Salisbury und andere Grosse nahmen diese englische Karschin in ihren Schutz, überhäufen sie mit Wohlthaten, und verschaffen ihr die Gelegenheit, ihre vortreflichen Talente noch besser auszubilden.

Löblicher Eifer eines Klosterpfarrers zu Wien.

Herr Kantes, so heist dieser Biedermann, den wir andern zum Beispiel aufzustellen, und ihm selbst Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen nicht anstehen dürfen. Hr.

Kau

Kantes, Pfarrer auf der Wieden, versammelte einen Theil seiner Gemeinde Sonnabends den 5. Hornung dieses Jahrs im Refektorium des Klosters, und wandte seine liebevolle Wohlredenheit zum Besten der leidenden Armuth dergestalt an, daß die versammelten Bürger überzeugt von seinen Gründen, und gerührt von dem edlen Entzweck derselben, ihn laut segnend, seine Absichten zu erfüllen, versprachen. Diese Absichten bezogen sich auf Unterstützung der leidenden Armuth, oder der dazu verordneten neuen Liebesbruderschaft.

Wir führen diese schöne Anekdote theils aus oben berührten Ursachen, und aus einer noch andern an, nemlich der: daß es etwas ungewöhnliches sei, in einem Refektorium so handeln zu sehen.

IV.

Don Madro y Alquevazir, der
Aufklärer.

Quam nostris multum similes! —

P. And. Satyr. XI.

Eine Erzählung.

1. Warum Clavigo seine Feder niederlegt.
Hindernisse der Aufklärung.

Eine zufällige Reflexion raubte Clavigon, dem Demokrit von Spanien den schriftstellerischen Nügel, den Ruhmdurst. Das Fantom: Unsterblichkeit! — schwand von seiner Seele, und er legte das einzige Werkzeug seines Vergnügens, die Feder, nieder. Er wurde weise, eh noch der kleine Rest seiner grau geforgten Locken dem nahen Grab entgegen lächelte. „Clavigo bist du müde geworden, fragte ihn einst D. Pietro v. Valenzia, Ritter des Ordens v. St. Antora sein Freund; bist du müde geworden, oder ist dein Geist erschöpft, mit dem wärmsten

sten Ton für Tugend und dem unnachahmlichsten Schmelz der Schreibart die Vorurtheile deiner Landsleute zu zerstreuen? „Nein, erwiederte Klavigo mit lächelnder Zuversicht in seine Kräfte.

D. Pietro. Du bist ruhig, und doch schwingt, sicher vor deiner Feder, der wieder auslebende Fanatismus seine Fackel; die geweihten Hände der Priester vermengen sich mit den blutigen Henkershänden für irrende Mitbürger Holz zu schlichten.

Klavigo. Und glaubst du, der Witz eines Schriftstellers könne diese Schlangengbrut des mittleren Zeitalters, welche an den Brüsten von Spanien und Portugal hängt, ersticken?

D. Pietro. Was sonst?

Klavigo. Auch dann, wenn das zu furchtsame Kabinett den unpolitischen Grundsatz hegt, daß ohne schwärmerische Furcht vor der Geißel des Belias der Zauber der

2 B. 2 H. Z wohl:

wohl eingerichteten Polizei die innere Sicherheit des Staates nicht aufrecht zu halten vermag?

D. Pietro. Stuzt.

Clavigo. Wenn nun zu folge solcher Sophismen die Hindernisse der Aufklärung dem Regenten durch politische Vortheile vergolten zu werden scheinen; wenn nun auf der anderen Seite die Annahmen gewisser Wahrheiten das Volk um manches Vergnügen beraubt; ist sodann die Aufopferung seiner selbst für die Allgemeinheit besserer Grundsätze, guter Sitten und eines verfeinerten Geschmacks nicht die allerlächerlichste Donquichotterie?

D. Pietro. Du bist mir unverständlich.

Clavigo. Wohlان ich erkläre mich. An dem nemlichen Tage, als man mein Rassonement über die Abgeschmacktheit der spanischen Schauspiele billigte, ergötzte man sich an Simsons trauerspielisirter Geschichte sah mit Vergnügen den im Goldstos, Reiss
ref

rok und Helm mit Federbusch gekleideten Helden des Stükes die als Türken maskirten Philister mit einem Eselskinnbaken niedermezzeln, die Frau Delila vor Eifersucht über die Schwester des Königs glähen, zwei Sklavinnen durch ihren Gesang den Simson einschläfern, und beklatschte die Schur desselben und die Einstürzung des Tempels*) und doch billigte man meine beissende Satire darüber.

D. Pietro. Das ist freilich sonderbar.

Clavigo. Weiter. Ganz Madrid pflichtete der Meinung bei, daß unsere Stiergefechte die unlenkbarsten Beweise unserer Barbarei sind, und doch versammelte sich beim ersten Stiergefechte der Kern von Madrid in der Rotunde 18 in andalusischen Wäldern gefangene Stiere mit Toreadoren kämpfen zu sehen. Schloß nun das erhitzte Thier den Bauch eines unvorsichtigen

K 2

Torea-

*) Es existirt wirklich dieses Trauerspiel und wurde in Madrid mit Beifall gegeben.

Toreadors auf, so beklatschte das ganze Publikum, während der anwesende Priester den überwundenen mit den h. Sakramenten versah, die Geschicklichkeit des gehörnten Siegers. Der sterbende Toreador, wird im Angesichte des Corregidors ausgepiffen. Ihre Vernunft ist von der Wildheit dieser Schauspiele überwiesen, allein ihr Herz liebt noch immer die Vandarillas, womit die Affektionaos die Embolaos necken *)

D.

- *) Toreador, Stierkämpfer, Corregidor, Polizeidirektor. Affektionaos, Liebhaber, Dilettanten. Vandarillas nennt man gewisse Stäbe, womit die Stiere, deren Hörner durch Kugeln von Pantoffelholz gestumpft werden und die man Embolaos nennt, genekket werden. Diese werden zum Beschluß des Stiergefechtes jedermann, der seine Geschicklichkeit mit dem entwaffneten Stier messen will, Preis gegeben. Sonst darf bei Strafe des Staubenschlags niemand aus den Schranken treten.)

D. Pietro. Und doch sind deine Gründe dagegen sehr überzeugend!

Clavigo. Endlich gesteht man zu, die Seele unserer Religion sei Menschenliebe, und verbrennt ungeschont seinen Nebenmenschen.

D. Pietro. Welcher Unsinn, welcher Widerspruch!

Clavigo. Und also, sowahr die Wollust keine Gifte scheut, rük ich auf meiner beschwerlichen Bahn keinen Schritt mehr vorwärts. Der Jüngling stürzt sich mit samt der Ueberzeugung sich unglücklich machen zu können, in die Arme einer sicken Phrine. Eben die Leidenschaft, die unsere Landesleute an das Stiergesecht bindet, fesselt die Portugiesen an ihre Embolaoßschauspiele; band das aufgeklärte Rom an seine Gladiatores, fesselte den Engländer an seine Klopffechter, den Deutschen an seine Hezze, den Franzosen an die gefährlichen Rabriolen des Vestris, den Italianer an
die

die Triller verstümmelter Mannspersonen, den Priester des liebevollen Bundes an den Holzstoß der Inquisition und die Politik der Staaten an augenblickliche Vortheile. Kanst du mir noch zumuthen, Pietro, daß ich dem Strome des Vergnügens einer Nation, und dem wahren oder eingebildeten Staatsinteresse entgegen Aufklärung und Geschmal befördere?

II. Freudige Aussichten des Aufklärers.

So dachte nicht Don Madio y Alquezaritz Ritter des Ordens von Kalatrava, als er mit einem Felleisen auf dem Rücken die heiligen Mauern von Madrid begrüßte. Desne, rief er dieser schönen Stadt entgegen, deinen mütterlichen Schoß einem flüchtigen Wanderer, dessen Talenten noch keine Provinz wollte Gerechtigkeit wiederfahren, und von dessen unsterblichem Genie sich bisher noch kein Gläubiger wollte prellen lassen! Der starke Nebel, womit dich Gott gesegnet hat, du heilig eifriges Madrid, wird

wird mich den Augen meiner unhöflichen Creditoren entziehen, und deine Tantenbegriffe zum reichsten und beneidenswerthen Sterblichen machen. Du hast zwar deine Tempel der h. Mutter, des h. Peter d'Alcantera, des h. Jago di Compostella, vielleicht auch, wiewohl sehr verborgen, einen Salomoischen, in dem sich die geheime Bruderschaft versammelt, um Theils Tugenden und Theils Gold hervorzubringen. Allein den eigentlichen Tempel der Weisheit, wozu ich den Riß bereits entworfen habe, in dem sich alle Nationen, Sekten und Stände vereinigen können, um Tugend ohne Ceremonie, und Gold ohne Kohlen hervorzubringen; diesen Tempel der Wissenschaften und Künste und vorzüglich der von allen Schläffen gereinigten Philosophie kennst du noch nicht, kennt nicht Europa. Hier wird weder der politische Rang eines Ministers, noch viel weniger die Geburt eines Grand von Spanien, sondern bloß die Vorzüge des Genie und der Talente in Anschlag kommen. Die Vernunft ist die Gebieterin der ganzen Welt; sie erhält ihr Ansehen von ihrem innern

nern Gehalt, und ist in Lumpen verhält
nicht unwirksamer als im Diadem. Dieser
will ich einen Altar bauen, dahin sollen die
Auserwählten unter den Menschen wallfahr-
ten; und welch eine Aussicht, ich der Ober-
priester! — Mit dem Segen der Wissen-
schaften und Künste will ich sie alle, den
König und den gemeinsten Mann aus dem
Höbel befruchten. Will ihren Geist erheben,
und sie ihres Daseins würdiger machen.
So dachte oder sprach Don Madio y Al-
quevazi Ritter des Ordens v. Kalatrava,
als er mit seinem Felleisen auf dem Rücken
die heilige Stadt Madrid erreichte.

Die Fortsetzung folgt.

V.

L i t t e r a t u r.

Die nemliche Feder, die das Neujahrs-
geschenk den Wiener = Autoren auf den Bu-
fel schrieb, bediente sie mit Faschingkrapfen,
und

und wahrscheinlich werden diesen — Fastenprezeln nachfolgen, die hoffentlich mehr Salz enthalten werden, wie es ihre Natur mit sich bringt. Unter die besseren Epigrammen ist das S. 27. zu zählen.

Pochlin, Kooperator an der Stephans Pfarrkirche. Ein eifriger Vertheidiger des Aberglaubens. Er errichtete wider allen Landesfürstlichen Befehl eine Bruderschaft, mußte aber diesen Fehltritt durch einen 14 tägigen Arrest abbüßen, und, was ihm als Geistlichen am wehesten that, 100 fl. Strafe erlegen.

Mein Geel! ein unermüdeter Mann!

Nicht eine Stunde kann er müßig bleiben;
Wenn er vor Heiserkeit die Rezer nicht
mehr kann

Verdammen mit dem Mund, so fängt er
an zu schreiben.

Schröder.

Schröder.

Ei! Ei! wie soll ich doch das Ding be-
greiffen,

Fast alle zweite Tage wird

Ein Stük von Schröder aufgeführt —

Stephanis Messer ist gewiß beim Schleifen.

Dieser Stachel ist zu sehr versteckt; man
verstekt nicht leicht was das Ding sagen
will! —

Siegel.

K. K. Hauptmann und Auditor, wie
es aber sein abgekürztes Wort beweiset, ein
Mann, der nicht recht bei Sinnen ist. —

Warum? — weil er sich in diesem an-
geführten Buche für einen Messias auszu-
geben scheint? —

Für einen Mandolettikrämer, der diese
Krapfen gebakken hat, mag es hingehen,
so übereilt einen Mann zu beurtheilen, den
er

er nicht kennt; den er schätzen würde, wenn er ihn kannte. Er ist ein sehr geschickter Auditor, er spricht deutsch, italienisch, französisch, englisch, lateinisch, griechisch, hebräisch, versteht das arabische, hat auch ausser diesen Sprach = andere ausgebreitete Kenntnisse, und ist im Umgange gar nicht der Schwärmer, welcher er in seinem Buche zu sein scheint. Wenn dieser Mann nun aus dem Alkoran den Türken klar und deutlich zeigte, daß er eben so gut ein Prophet sei als Muhamed, so würde der Mandolettikrämer der Verstand und Witz genug haben sollte, diesen geschickten vernünftigen Mann nicht sogleich ins Zollhaus schicken! — Wir kommen zu seinem Epigram.

Siegel.

Als General würd' ihm vielleicht sein
Wunsch gewährt;

Denn zu den seinigen sprach er: stekt
ein das Schwert.

Zum

Zum Feind: warum kommt ihr mit
Epieffen und mit Stangen?

Sucht ihr Messiam? hier! ich bins!
nehmt mich gefangen.

Wenn der Väkter dieser Faschingskrapfen als ein gerechter Mandolettikrämer in seiner eigenen Angelegenheit urtheilen will, so wird er gestehen, daß wir zu seiner Ehre aus seiner Broschüre das wizigste herausgezogen haben.

Es ist zu Adln bei Peter Marteau 1785 das erste Stük einer Monatschrift unter einem sehr schmutzigen Titel heraus gekommen. Sch—sereien! — Der Inhalt, sagt der Herausgeber des ersten Klumpens, soll die Schuzwehre des Titels sein. Den Fanatismus nieder zu beugen, den Aberglauben zu erniedrigen, der Duldung das Wort

zu reden, und ihre Gegner zu brandmarken, öffentliche Anstalten freimüthig zu untersuchen, und zu beurtheilen, die Rechte der Menschheit zu verfechten, die Unschuld oder das Elend mit einer thätigen Wärme zu schützen, und zu vertheidigen, die Bösewichte, welche unter dem Mantel der Rechtsschaffenheit der Gesellschaft schaden, zu entlarven, die Scheintugend zu enthüllen; die Handlungen der Menschen nebst ihren Tugenden und Eigenschaften zu prüfen, um Abscheu gegen sie zu bewirken; elenden Strablern ihren Stolz zu nehmen, und sie nach Verdienst zu demüthigen &c. Dieses alles soll der Stof dieser Blätter sein. Und wenn nun alles dies, wir wollen nicht in Abrede sein, daß Herr K. alles dies erreichen werde! — bloße Sch — sereien sind, was ist denn das Verdienst der besten Schriftsteller? was sein eignes? —

Unter die besseren Aufsätze, welche wahrhaftig dieser unanständige Titel schändet, gehört der Artikel: Vorzüge des izigen Jahres
huns

hundreds. Ich habe, heißt es, die Gestalt der Erde bestimmt, ich habe dem Donner Troz bieten gelehrt; ich habe den Blitz wie Champagner aus Bouteillen gezogen; ich habe Thiere ausgefunden, die an Wunder selbst die Fabel der lernäischen Schlange übertreffen, nemlich das Geschlecht der Polyphen; ich habe entdeckt, was selbst der olympische Jupiter nicht konnte, die Schwächern selbst unter dem Wasser mit unsichtbarem Blitz zu tödten, wie die Zittergale und andere elektrische Fische; ich habe durch Linné das erste brauchbare Inventarium über die Werke der Natur entwerfen lassen; ich habe einen Kometen wiederkehren sehen, als der Urlaub aus war, den ihm mein Halley gegeben hatte, und in meinem 89 Jahr erwartete ich den zweiten; statt einer einzigen Luft, die meine Vorfahrer kannten, zähle ich 13 Arten. Ich habe Luft in feste Körper, und feste Körper in Luft verwandelt; ich habe Quecksilber geschmiedet; ich habe ungeheure Lasten mit Feuer gehoben, und mit Wasser geschossen, wie mit Schießpulver;

wer; ich habe die Pflanzen verführt, Kins-
der ausser der Ehe zu zeugen; Stahl mit
brennenden Zunder wie Butter fließen ge-
macht, ich habe Glas unter dem Wasser
geschmolzt, das Gold von seinen Thron,
den es, als schwerster Körper Jahrtausen-
de usurpirte, herunter geschmissen und ein
weisses Metall, (die Platina) eingesetzt; ich
habe eine Art vortrefliche Fernröhre ange-
geben, die selbst Newton für unmöglich
hielt. Ich habe die Pole des natürlichen
Magneten in einer Sekunde umgekehrt; ich
habe Eier ohne Henne und ohne Brutwär-
me ausgebrütet. Noch mehr. Ich habe
Peter den I. gesehen, und Katharina, und
Joseph, und Friedrich, und Leibniz, und
Newton, und Euler, und Winkelmann, und
Mengs, und Martison, und Cook und Gar-
rik. Hier hab ich einen ungeheuern Staat,
hier einen 5ten Welttheil, da einen neuen
Planeten, und ein kleines überzeugendes
Beweisichen, daß unsere Sonne ein Tra-
bant ist, und endlich! sieh in meinem 83.
Jahre hab ich ein Luftschiff gemacht.

Dieser

Dieser kurze Auszug der merkwürdigsten Entdeckungen ist hinlänglich, um das Volk anzureizen, mit diesen Erfindungen näher Bekanntschaft zu suchen.

I.

Fortsetzung von Wien.

Armenversorgung.

Ein Land, das viele Arme hat, zeigt eben dadurch entweder von einem schlechten Wohlstande in Ansehung der Nahrungsquellen, oder von der schlechten Beschaffenheit seiner Polizei.

Wien in Vergleichung mit andern Städten darf sich über die große Anzahl seiner Armen nicht beklagen, und zeigt eben dadurch, daß daselbst sowohl der Nahrungsstand, als

2 B. 2 H.

V

die

die Polizei besser, als irgendwo, ist. Auf die Menge der Einwohner, sind der Bettler: den ißt sehr wenig. Ehemals war ihre Anzahl grösser. Man kam in keinen Gasthof, ohnenicht von einem Heer von Bettlern bestürmt zu werden. Wollte man einem jeden Geben, so hätte man mehr an sie, als an den Wirth zu zahlen gehabt.

Durch die Einführung des neuen Armeninstituts wurde ihre Zahl verkleinert. Warum sie nicht völlig aufgehoben wurde? wissen wir nicht. Sicher ist es indessen, daß die ißt noch herumgehenden Bettler gegen die vorigen sich so verhalten, wie 1, 5.

Dieses wohlthätige Institut, das seine Entstehung dem menschfreundlichen Herrn Grafen v. Buquoi zu danken hat, verdiente die Unterstützung aller edelgesinnten und rechtschaffenen Bürger, aber leider, wie es allen guten und nützlichen Unternehmungen geht, setzen sich dem besseren Aufkommen desselben Hindernisse in den Weg, die jedes für das Wohl seiner unglücklichen Nebenmenschen

sehen besorgtes Herz fürchten lassen, daß es nicht wieder ganz in Verfall kommen werde.

Wir wissen, daß es meistens üble vorgesezte Meinungen sind, die dieses Institut hemmen. Da es aber gewis ist, daß die Beiträge zu selben nicht mehr so ergiebig sind, als im Anfange; daß die Kassa sich täglich vermindert, und deswegen die menschenfreundlichen Unternehmer außer Stand sezt, wahre, und des christlichen Mitleids würdige Arme zu versorgen; so wollen wir mit der Offenherzigkeit und Freimüthigkeit, mit der wir gewohnt sind, überall die Wahrheit laut und ungeheuchelt zu sagen, die Ursachen hier anführen, die wir aus den Bemerkungen, welche wir in den verschiedenen Zusammenkünften der Bürger, aus ihren Beschwerden dagegen, und aus ihren Aeussierungen für und dawider, gemacht haben, zogen, anzeigen; wollen aber auch, so viel es unsre Kräfte zu lassen, diese wirklich ungegründete Einwürfe der Bürger Wiens beantworten.

Schon Anfangs klagte man darüber, daß die Zahl der Bettler noch nicht völlig abgenommen habe. „Wir werden noch immer, hieß es, sowohl vor unsern Thüren, als auf den Gassen angebettelt; wir müssen also doppelt geben: In die Armenbüchse, und den Bettlern.“

Freilich sind die Bettler noch nicht ganz abgeschafft; aber ist es wohl auch möglich, daß man ein so grosses Werk, das ohne die thätigste Unterstützung nicht zu Stande kommen kann, in einigen Monaten, oder auch in einem Jahre vollkommen ausführe. Die Zahl der Bettler hat sich vermindert; also ist doch schon der Nuzzen da, und dieses läßt hoffen, daß sie mit der Zeit völlig werden aufgehoben werden. Zweitens sind diejenigen selbst Schuld, wenn sich diese Ungestümmer nicht vermindern, die jeden gefunden zur Arbeit tüchtigen ein Almosen geben.

„Diejenigen, heißt es ferner, die oft wahre Arme sind, erhalten entweder gar nichts, oder doch so wenig, daß sie kaum davon

Davon leben können. Hingegen sind viele die in Saloppen und Steisröcken einhertreten, welche sechsmal so viel bekommen, als ein anderer.“ Ob diese Klage des Volkes gegründet sei, können wir nicht bestimmen; obschon uns einige versichert haben, daß sie davon überzeugt wären. Indessen wenn es auch ist; so muß man bedenken, daß auch diese, die in einem bessern Wohlstande, als andere gelebt, die entweder dem Staate selbst sind es Männer, oder sind es Weiber, deren Gatten und Väter beträchtliche Dienste geleistet haben, ein größeres Almosen verdienen. Freilich wohl soll Unglück allen Unterschied aufheben, sobald dieser Unterschied andere Nebenmenschen, die auch auf Hülfe Anspruch haben, derselben beraubte, da aber dieses der Fall nie war, da die wahren Dürftigen alle versorgt wurden, auch wir selbst diese Klagen meistens nur von solchen Bettlern führen hörten, die noch arbeiten konnten, und deswegen weniger erhielten, aber zur Arbeit zu faul und des Müßigganges gewöhnt sind, und darum unzufrieden waren, daß sie von dem Institute nicht so viel erhielten, als
sie

sie wollten, um im Müßiggange leben zu können; so verdient diese Klage gar nicht in Betracht genommen, und dem Institute zur Last gelegt zu werden.

„Die ersparten Summen erregten die Furcht, daß man das für die Versorgung der Armen gesammelte Geld einmal zu was andern, als zu dem Zwecke, wozu es bestimmt ist, verwenden würde.“ Dieser Argwohn ist wirklich der ungerechteste von der Welt. Sollte man nicht soviel Zurrauen in die Rechtschaffenheit erhabner Männer setzen, die sich freiwillig einem so beschwerlichen Werke unterzogen, bloß aus der Absicht, die leidende Menschheit zu retten? Zeigte eben diese Treue, diese Aufrichtigkeit, mit welcher sie dem Publikum ihre Rechnungen machten, die Ausgaben sowohl, als die ersparten Reste vorlegten, nicht von ihrer unbescholtenen Uneigennützigkeit! Hätten sie nicht, wenn dieses Geld zu andern Absichten verbraucht werden sollte, die Ersparungen verschweigen können?

Ehmalz,

Ehmals, heißt es, hatten wir Spittäler, wo wir unsre kranken Dienstboten unterbringen konnten. Izt müssen wir für ihre Verpflegung zahlen. Wir wollen also das Geld, das wir in die Armenbüchse gaben, zusammenlegen, um, wenn unsre Dienstboten krank werden, sie in das Krankenhaus bringen zu können. — Eine allgemeine Klage, eine Ursache, die die meisten Bürger vorbringen, warum sie izt nichts, oder doch weniger zum Armeninstitute beitragen. — Wir wollen nichts darauf antworten; sondern es andern überlassen, sie in Erwägung zu ziehen.

Was noch mehreres dagegen gesprochen wird, wollen wir — mit Stillschweigen übergeben. Theils ist es unbedeutend; theils wissen wir, daß unsre Stimme, wollten wir sie auch deswegen erheben, entweder unterdrückt, oder — nicht gehört werden würde. Uns bleibt nur noch übrig, etwas übers Allmosen vertheilen, über die Art, wie die Bettler zu vermindern, und jeden der Vorwand, der, sei er auch noch so unbedeutend,

tend, doch für gewisse Gattung von Wichtigkeit ist, benommen werden könnte. Alles dieses behalten wir uns vor, im folgenden Stücke zu berühren, wenn anders unsern Gedanken keine andere Richtung gegeben wird; dann aber — würden wir lieber gar davon schweigen, als sagen, was wir nicht auch denken.

II.

Predigtenkritik.

Am zweenten Sonntage in der Fasten hatten wir wieder das Vergnügen Hrn. Gräsel zu hören. Er wählte sich den zweenten Vers aus dem 17. Kapitel Matth. Und er ward verklärt vor ihnen; um seine Beredsamkeit in ihrer ganzen Stärke zu zeigen.

Gewiß, sagte er im Eingange, war die Verklärung Jesu Christi, da er sich einigen aus seinen Aposteln in seiner ganzen Klarheit helleuchtend, wie die Sonne, zeigte, ein erfreu-

erfreulicher Anblick für sie, und ist es auch noch für uns, da die Kirche uns heute diese evangelische Geschichte zur Lehre vortragen läßt, um uns zu zeigen, daß dieses nur ein Vorgeschnack jener Glückseligkeit sei, die uns jenseits des Grabes erwartet. Auch die Begierde des h. Petrus, dem es auf dem Berge so wohl gefiel, daß er daselbst drei Hütten bauen wollte, um da beständig zu bleiben, ist eine Lehre für die meisten Christen, welche alle die Glückseligkeit wollen. Die Ursache aber, warum ihr Verlangen nach Glückseligkeit eben so wenig erfüllt werde, als das Verlangen des heil. Petrus: immer auf dem Berge zu wohnen, sei: weil die meisten die Glückseligkeit da suchen, wo sie nicht ist; und dies ist der erste Theil; Weil die meisten die Glückseligkeit nicht auf dem Wege suchen, welchen ihnen die Vorsicht bezeichnen hat; zweenter Theil.

Keine Begierde ist dem Menschen natürlicher, als die nach Glückseligkeit; und doch erlangen die wenigsten dieses Gut, wornach
sie

sie so sehnlich trachten. Dieses kommt daher, weil sie sie da suchen, wo sie nicht ist. Petrus, da er den Sohn Gottes in seiner Herrlichkeit verklärt vor seinen Augen sah; wünschte immer dieser Glückseligkeit zu genießen, aber sein Wunsch blieb unerfüllt. Warum? Weil es eine vorüberfliegende Begierde war, die nicht aus der Liebe zu Jesu, und aus dem Wunsche, stets um seinen Meister zu sein, entsprang; sondern, weil sie blos das Vergnügen, welches er in dem Anblicke des verklärten Sohnes Gottes empfand, erregt wurde. So geht es vielen Christen. Sie wünschen die Glückseligkeit zu erlangen; aber sie suchen sie nicht in Gott, sondern in zeitlichen Dingen. Gesundheit, Ehre, Ansehen, Verstand, Schutz bei Grossen, Reichthum, Freunde zu besitzen, das nennen sie Glückseligkeit. Aber ist wohl Glückseligkeit in geschaffenen Dingen, welche so schnell vergehen. Wer kann sich auf die Gesundheit was einbilden, da sie von so kurzer Dauer ist? Wer auf Ehre, die man oft ohne Verdienst erhält, und auch oft ohne Verschulden verliert? Wer auf Verstand stolz sein?

sein? Wer auf Reichthum und Schutz der Grossen; da ein toller Einsall, ein unborgeesehenes Unglück uns derselben eben so leicht berauben kann, als wir diese Güter erhielten? Wer auf Freunde, die uns in Unglücksfällen nicht kennen? (Herr Grasel hat vergessen, daß dies keine Freunde sind, und nur durch einen Mißbrauch, den die Welt von diesem so heiligen Worte machet, also genennet werde.) Er sprach noch manches darüber, in einer so allerliebsten Unordnung, daß wir eher aus den dunkelsten Hieroglyphen einen richtigen Sinn, als aus dem verworrenen Gewebe, das er vorbrachte, ziehen könnten: darum übergehen wir dies alles, und hoffen unsre Leser werden es uns verzeihen. Einen grossen Verlust leiden sie nicht dadurch dafür bürgen wir ihnen.

Die Anhänglichkeit an der Welt ist an der Erlangung der wahren Glückseligkeit hinderlich, die nur durch den Geist der Bußes, des Gebetes, und des Christenthums erlangt werden kann. Sie ist dem Geist der Buße zuwider: denn wie kann der eine aufrichtige

Neue,

Neue, einen festen Vorsatz haben, der an der Welt hängt, und täglich der Gefahren ausgesetzt ist. Sie ist dem Geiste des Gebetes zuwider; denn wer in seinem Elende mit den zeitlichen Gütern sich begnügt, wird der sein Elend fühlen? und wenn er es nicht fühlte, wird er zu Gott um Vinderung desselben flehen? Ist das ein Verbrechen, sich mit den zeitlichen Gütern zu begnügen, die man hat? Genügsamkeit, Hr. Pr. glauben wir vielmehr, sei eine Tugend; zeige von einem mit Gottes Anordnungen zufriedenen Herzen. Wer sich mit den Gütern, die er besitzt, nicht begnügt, ist unzufrieden, ist ein Rebelle gegen die weisen Fügungen der Vorsicht. — Aber doch hat Hr. Grasel recht. Genügsamkeit ist bei Mönchen keine Tugend, denn sie selbst haben sie am wenigsten. — Sie ist dem Geiste des Christenthums zu wider, welches uns die Verachtung aller zeitlichen Güter empfiehlt. Hr. Grasel sprach noch ein weites und breites vom menschlichen Herzen, das er aber nicht kennet; von Wünschen, die selbes erfüllen und nicht erfüllen; und von einer Menge andrer Dinge, die ihm nur al-

lein

lein verständlich sein mögen; denn uns waren sie es nicht; und schritt dann zum zweenten Theile über.

So viele Christen suchen die Glückseligkeit, und doch erhalten selbst aus denem, die sie suchen, viele dieses Gut nicht. Die Ursache hievon ist; weil sie die Glückseligkeit nicht auf dem Wege suchen, den ihnen die Vorsicht bezeichnet hat. Herr Grasel hatte sichs vielleicht vorgenommen, dem heil. Petrus ein bißchen scharf den Text zu lesen: denn auch im zweenten Theile mußte dieser arme Apostelfürst den Christen, welche die Glückseligkeit suchen, und nicht erlangen, zum Beweise dienen, warum, nämlich, weil ihre Begierde, wie die Begierde des Petrus, nur aus dem Verstande, ohne von einem festen Entschlus aus dem Herzen unterstützet zu sein, herkömmt. Was Hr. Grasel für ein trefflicher Philosoph ist! Was er uns da so ganz neues lehret! Der Verstand zeigt Begierde, und das Herz faßt den Entschluß. Der Mann verdiente Professor zu werden; vielleicht wird er uns dann beweisen: die Ohren reden, und
die

die Zunge höret. — Da Petrus sich verlangte drei Häuten zu bauen, um in Ruhe da selbst den verklärten Sohn Gottes immer zu betrachten, so fehlte er, weil er sich von seinem Standpunkte, den ihm die Vorsicht angewiesen hatte, eher, als er hiezu bestimmt war, losreißen wollte. Er vergaß, daß er erwählt sei, das Evangelium zu predigen, und er wollte schon rufen. So giebt es auch Christen, die die Glückseligkeit erlangen wollen, nicht durch die Erfüllung der Pflichten, die ihnen die Vorsicht aufgelegt hat, sondern die sie sich selbst machen. Und hier fehlen sehr viele, die selbst den Ruf der Frömmigkeit zu erlangen suchen. Sie wollen was besondres haben, und legen sich Pflichten auf, bei deren Erfüllung sie diejemigen vernachlässigen, die ihnen die Vorsicht zu erfüllen gegeben hat. Wir wissen, sagte Hr. Grasel, daß in einerlei Religion vielerlei Stände sind, die alle ihre besondern Pflichten haben. Auf diesem Wege sollten sie die Glückseligkeit suchen; aber sie verlassen ihn, gehen einen andern; und finden dieses Gut nicht. — Dies war noch etwas; und Herr Grasel hätte hier

hier Stof gehakt, so manches nützliches zu sagen; aber das wolltr er nicht.

Und nun Herr Grasel bestimmen Sie selbst, was die Kritik über Ihre Predigt sagen soll? Wir wollen so bescheiden sein, und für diesmal es Ihnen allein überlassen, das Urtheil darüber zu fällen. Der Mangel an Ordnung — der zwar Ihre Predigten immer auszeichnet, in dieser aber vorzüglich so ganz herrschte — mit welcher Sie Ihre Gedanken vortragen, machte es uns schlechterdings unmöglich, unsre Meinung über das Ganze Ihrer Rede zu sagen.

III.

A n e k d o t e n.

Grosse Gnade eines asiatischen Despoten.

Schehan Schach, der vor Abbas dem Grossen einen Theil Persiens beherrschte, und der wollüstigste und blutdürstigste Tyrann war,

ritt

ritt einst von einigen seinen Wafiren umgeben in einen seiner prächtigen Gärten, worin er sich gewöhnlich ganz dem Trunk und der Wollust überließ. Eben wollte er vom Pferde steigen, als er einen Auslauf vom Volke bemerkte. Er eilte hin, und sah einen jungen Menschen in den Händen der Wache, die ihn nach dem Gefängniß schleppen wollte. „Was hat dieser Sklave verbrochen?“ fragte Schehan Schach. — Er hat sich unterstanden, erwiederte der Offizier, Uebels wider Euer Majestät zu reden, und war so frech Dero glorreichste Regierung zu tadeln. Schehan Schach, dem der Jüngling seiner schönen Gesichtsbildung wegen gefiel, gebot, ihm die Freiheit zu lassen. Ein Wafir, ein Günstling des Tyrannen, denn er überließ dem Schach seine eigene Weiber zur Sättigung seiner Begierden, sagte ihm scherzend: „Euer Majestät thun wohl daran! Wenn jeder, der Uebels wider Sie spricht, soll in Kerker geworfen werden; so würden wir der Gefängnisse zu wenig haben; denn alle Perser reden übel von Euer Majestät.“ Daran sollen die Sklaven, erwiederte der Schach,
meine

meine grosse Gnade erkennen, daß ich ihnen nicht allen ihre Köpfe von dem Rumpf reißen lasse, da es doch in meiner Gewalt ist, ihnen ihre Lästerzungen durch den Hensler zu lähmen.

Ganste Mittel einer Dame ihre Zofe im Dienste zu behalten; allen Damen empfohlen.

In einem Lande, wo die Grossen sich über die Gesetze erhoben glauben, hatte eine vornehme Dame eine Kammerjungfer, die sie wegen ihrer Geschicklichkeit im Aufsetzen, garniegen und andern einer Zofe zuständigen Arbeiten nicht von sich lassen wollte. Lange ließ sich das gute Mädchen die Sklaverei gefallen, bis sie endlich von ihren Aeltern einen Brief erhielt, worin sie nach Hause berufen wurde, weil sich eine gute Parthie für sie vorgesunden hatte. Doppelte Freude ergrif die Zofe. Erstens glaubte sie, izt einen schillichen Vorwand zu haben, von der Dame ihre Entlassung

fordern zu können; und zweitens fühlte sie, daß ein Mann besser sei, als der beste Dienst. Mit dem Briefe in der Hand eilte sie zu ihrer gnädigsten Gebieterin, zeigte ihr selben, und bat, wenn ihre Zeit verflossen wäre, sie zu entlassen. Die Dame sprach kein Wort, warf einen grimmigen Blick auf ihre Zose, und entlies sie. Das gute Ding hielt das Schweigen der gnädigen Frau für stille Einwilligung, duldete alle Launen derselben mit Gelassenheit, und beschäftigte sich schon mit dem Glücke, das sie künftig in den Armen ihres Mannes genießen würde. Endlich nahte sich der letzte Tag ihrer Dienstzeit. Die Dame ließ sie holen; fragte sie mit einem wilden Tone: ob sie bleiben wolle, oder nicht? Die Zose halb erstaunt und erschrocken, bat, Euer Gnaden möchten überlegen, daß es unmöglich sein könne, die gnädige Frau würde selbst wissen, daß man ein solches Glück, wie ein Mann sei, nicht ausschlagen könne, u. d. gl. Aber alle Vorstellungen, alles Bitten half nichts. Die Dame fragte sie noch einmal, was sie wolle? in ihrem Dienst bleiben, oder auf der Stelle

aller

aller ihrer Haare beraubt zu werden? Das Mädchen that einen lauten Schrei; und die gnädige Frau befahl den Barbier zu holen. Dieser weigerte sich dem guten Jöfchen unverschuldeter Weise ihre größte Zierde zu nehmen. Sein weigern wurde mit 25 Stöckschlägen, die ihm die Dame durch ihre Bediente, deren sie drei kommen ließ, zu geben befahl, belohnet. Das Mädchen bat izt für sich und den Barbier. Sie versprach so lange zu bleiben, als es der gnädigen Frau gefallen würde; aber nun war es zu spät. Mit einem wüthenden Tone gebot sie ihren Bedienten, das Mädchen niederzulegen, und ihr alle Haare abzuschneiden. Diese drei Sklaven verrichteten willig den Befehl ihrer Gebieterin. Sie ergriffen das vor Schrecken und Furcht halb todte Mädchen, legten sie auf den Boden, und scherten sie ganz kahl. Sobald die Dame ihren Befehl vollzogen sah, nahm sie aus ihrer Tasche ein Fläschchen mit einem gelblichen Wasser und bestrich mit selben den geschorenen Kopf der Unglücklichen, die in wenigen Stunden das

Opfer ihrer grausamen Gebieterin ward, und starb. Man weiß noch nicht, ob vor Schrecken, oder von dem auf ihren Kopf gegossenen Wasser.

IV.

Don Madro y Alquevazir.

Eine Erzählung.

III. Damenunterstützung der Gelehrten.

Als Gelehrter, und noch mehr als Ritter von Kalatrava fand Don Madro y Alquevazir alle Häuser der Grands von Spanien offen. Er spottete des Clavigo, weil es dieser überall noch so dunkel ließ, und freute sich im Voraus der moralischen Sonne, die verschlossenen Fensterladen Angelweit aufzureißen. Man bewunderte Don Madros schöne Mundart, bemaulgaste seine blumenreichen Ausdrücke, und glaubte darin bestehe die Weisheit selbst. Diesen Glauben nützte
der

der Ritter von Kalatrava: denn er war nicht allein gelehrt, sondern auch klug. Er suchte die Protektion der Grossen als Vorläuferin seiner zu bewerkstelligenden Aufklärung anzuwerben; und hoffirte in dieser Absicht den ersten Ministern und ihren Weibern. Allein zum Unglück für die Aufklärung war D. Madro für die ersten zu gelehrt, für die letztern zu hässlich. Der grössere Theil Damen, Epikurs Anhang, sobald der Ritter neu zu sein aufhörte, seiner Weisheit gespottet; und der kleine Ueberrest seiner Partheigängerinnen hatte vollauf zu thun, ihn vor den Razzentrallen der Medisanz zu retten. An Aufrechterhaltung seines Planes war nicht mehr zu gedenken. Propheten, die ihr Glück durch Reformation machen wollen, dürfen war immerhin weniger weise als Sokrates sein, oder sein Apostel Plato, aber weh Ihnen, wenn sie nicht ins Unglück fallen! — Don Madro war nicht Sokrates, — und oben drein so hässlich, wie Ali in Orpheus!

IV.

Der gelehrte Ritter zitterte nun vor den seinen Absichten entgegen gethürmten Hindernissen. Er berechnete die Einkünfte als Priester der Weisheit hoch genug, um seine Schulden im kurzen zu tilgen, und seine unglückliche Familie über die Fehltritte seiner Weisheit zu trösten. Allein die mächtigste Donna von Madrid, deren Gunst seine Berechnungen liquid machen sollte, empfing den Ritter mit einer Miene, die sich nur fühlen läßt. Ach Donna Xararilla, seufzte Madro, sollen mich denn meine Talente, mein Genie und meine Gelehrsamkeit ins Gefängniß leiten? Nützen hier wirklich die Kräfte eines Sesseltragers mehr, als der Witz eines Cervoantes? In dieser Bewegung stürzte ein Dichtergenie in's Zimmer, dessen Muse seit lange her auf lateinischen Versen in spanischer Sprache, wie auf Säcken voll Erbsen der Sonne entgegen segelte, und täglich eben so viel Mantaffen als Verse schuf. Er kam in einem von vorne ganz abgeschnittenen Frak, der hinten

hinten ohne Falten Handbreit zusammen lief. Eine runde Weste prangte mit zwei gestifteten Federbäumen, die aus der gelben Hose entsprossen zu sein das Aussehen hatten. Rothe Strümpfe mit schwarzen Zwifeln zierten seine erkünstelten Baden, und sein niedliches Fäschen war in schwarzen Korduan gebunden. Zur Bequemlichkeit für seine künftige Krönung hat er seinen Kopf rund scheeren lassen, und sah aus wie neu-modisches Bardenlied, oder vielmehr wie die lebhafteste *licentia poetica*! Also kam Er und sprach: Welch ein Glück Herr Ritter sie in Madrid zu finden! die Trompete des Ruhms erschall längst von Ihren Verdiensten. Ich schätze mich glücklich den weisen Don Madro von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen!

V.

Don Madro und der Poe.

Vorläufige Komplimente von beiden
Seiten, Beschwerten über die Unerkennlich-
keit

keit der Welt für die edelmüthige Bemühung sie aufklären zu wollen; Klagen über die Gefühllosigkeit grosser Monarchen, die ihre Abhänglichkeit von den Schriftstellern nicht einzusehen geruhen; Satiren über die Stupidität der Minister, die oft ihrer dicken Stirnen ungeachtet durchaus nicht zu begreifen im Stande sind, daß die Autorgeister, Genies zu benamst, in der Reihe der Dinge den Vorrang haben; und endlich über den scharfen Zahn der religiösen Fanatiker, der nie zu nagen aufhört, — sind bei Gelehrten vom Handwerke eben so üblich, als die Klagen der Korichuden über schwere Zeiten, oder der Betschwestern über verdorbene Sitten. Wir wollen diesen Eingang des Gesprächs zwischen D. Madro und dem Poeten als etwas Gewöhnliches unberührt lassen.

Poet. Dumm, erzdumm sind sie, das ist ausgemacht; alle, oder nur wenige ausgenommen, vom ersten Staatsbedienten bis auf den mindesten Thürsteher; besonders Donne Lararilla. — Auf diese, das würd' ich

ich Ihnen im Voraus gesagt haben, war nie zu rechnen.

Hätten Sie die Donna Antonina, diese Aspasia unseres Jahrhunderts, welche Madrid zu besitzen nicht verdient, gewonnen, dau

„Ich werde Gelegenheit haben, unterbricht ihn der Ritter, dieser Dame vorgestellt zu werden.“

Vortreflich! — Zweifel ohne wird sie ihren göttlichen Gedanken, Künste und Wissenschaften so populär als möglich zu machen billigen; billigen die Art, wodurch sie ihren Endzweck unfehlbar erreichen werden. Von ihrem Winke hängt es alsdenn ab, ob ihre Unternehmung Fortgang haben und dem Hofe eben so gut als dem Publikum willkommen sein soll. Ihr Urtheil ist das Urtheil des ganzen Adels.

D. Madro. Ach! mit welchem Vergnügen wollen wir alsdann unsere Kräfte vereinigen, die Köpfe von Madrid zu illuminir-

miniren. Eine Illumination, die uns unsterblich machen wird. Stimmen Sie gerost ihre Lezir, ich werde meine Prosa erschallen lassen. Vom ersten Minister an bis auf den letzten Wicht im Pöbel soll in den Geheimnissen der Wissenschaft und Kunst eingeweiht werden.

Poet. Allein was wird der Großinquisitor dazu sagen?

D. Madro. Sein Herz verabscheut das Amt, welches ihm zu Theil wurde. Er ist aufgeklärt, und, so viel in seinen Kräften steht, unterstützt er das Licht der Wahrheit. Aber er ist auch klug; macht bisweilen saure Mieneu zum Schein, damit er bei einer andern Gelegenheit desto thätiger der Aufklärung dienen dürfe.

Poet. Und doch mußte einst eine allegorische Ode von mir auf Dalai Lama Haa-re lassen!

D. Madro. Wird schon besser werden.

Poet.

Poet. Wenn das Lob dem Inquisitor zukömmt, allerdings.

VI.

Während diesem Gespräch hört man plötzlich an der Thüre klopfen. Es erscheint ein Männchen, das dem Doktor Stop in Tristram Schandy nicht unähnlich war. Er machte seinen Knix und empfahl sich dem Ritter zu Gnaden. Der Poet nahm das Wort, und sagte: Herr Ritter, dieser junge Mann ist, so klein er euch vorkömmt, einer der größten Gelehrten von Madrit. Denn er hat bereits mehrere Bücher herausgegeben, als er Finger an beiden Händen hat, und diese Bücher, davon eines 9. Bände stark ist, haben zu Madrit ein Aufsehen gemacht, als wenn der grüne Esel sich hätte sehen lassen. Er ist Litterator, Philolog, Theolog und Philosoph; auch läßt er sich herab sogar Romane von der winselnden Gattung zu schreiben, die wie Schmalz abgehen würden, wenn sie nicht zu gut wären.

ren. Der Ritter von Kalatrava umarmte den kleinen Schriftsteller, und machte ihn zu seinem Sekretär. Er räumte ihm ein Dachstübchen ein, zog ihn zu seinem Tische, und schenkte ihm täglich 10 Maravedi, dagegen er des Sekretärs Honorar, wie billig, einstrich. Auf diese Art suchte der Ritter bald eine ansehnliche Hofstaat zusammen. Wir sind geborgen, sagte hiebei Don Madero, wir eilen mit Riesenschritten zur Unsterblichkeit. Wie glücklich bin ich, Männer dieser Art zu Madrid gefunden zu haben. Hören sie meinen Vorschlag, hören sie die besten aller möglichen Mittel, die Künste und Wissenschaften im Kurzen so allgemein zu machen, daß alle Häkerinnen davon ihren Theil haben sollen! —

Die Fortsezzung folgt.

V.

L i t t e r a t u r.

Ein Fastenstük, besser als von Ober-
mayer.

Die Redoute von Meißner.

Ein Mann, der in einer kleinen Stadt
Haus und Hof hatte, kam einst zur Kar-
nevals Zeit in eine grössere Stadt; mit ihm
sein Sohn ein Jüngling von siebenzehn
Jahren.

Komm mit mir heute auf die Redou-
te! sprach der Vater eines Tages zu sei-
nem Sohne.

Auf die Redoute? — erwiederte dieser
ganz erstaunt: mich dünkt, Sie schilderten
mir sie ja sonst als einen Zusammenfluß
von Thorheiten?

Was

Was ich auch jetzt nicht wiederrufe.

Und doch wollen wir dieser Thorheit
uns theilhaftig machen?

Nicht theilhaftig machen, sondern bloß
ihr zusehen. Weiß du noch nicht Sohn,
daß es ein unumgängliches Erfordernis ist,
auch Thorheiten zu kennen, um aus dem
Gegentheile oder Mittelwege zu schließen
was gut sei.

Sie giengen zwei Abende hinter ein-
ander und dem Jünglinge mißfiel die Neuig-
keit des Schauspiels keines Weges.

Wenn gehen wir den heute auf den
Maskenball? fragte er am dritten Abend,
als die gewöhnliche Stunde sich nahte, und
er noch keine Anstalt zum Aufbruche sah.

Warum hältst du es für eine ausgemachte Sache, daß wir heute wieder hingehen?

Weil Sie es ja selbst als nützlich anpriesen, Thorheiten zuzusehen.

Wohl behalten! antwortete der Vater lächelnd: nur merke dir noch eine einzige Einschränkung: die, nicht allzuoft ihnen zuzusehn. Die Länge des Umgangs kann uns leicht gewöhnen, schön zu finden, was wir Anfangs lächerlich fanden; und wenn andere uns eine Zeitlang zur Schau gegessen haben, sitzen wir selbst andern in eben dieser Stellung.

Wenn sich unsre Obermayer, Faste und Konsorten so einen fabelreichen Ton angewöhnten, die Moral auszubreiten, (und schon der Stifter gieng Ihnen ja mit seinem Beispiele vor, das Volk durch Parabeln

rabeln an die Wahrheit zu fesseln,) so würden sie mehr bewirken, als mit allen ihren sauren Mienen, die ihnen, wie jedermann weiß, ohnehin nicht Ernst sind. Sollte diese Art von Thorheiten: selbst von Sünde zu heilen, nicht besser sein, als der immer donnernde Eifer, jeden armen Schlucker dem Teufel ohne Gnad und Barmherzigkeit zuzusenden?

I.

Fortsetzung von Wien.

Armenanstalt. Fortsetzung.

Leichter ist es, ein Almosen zu geben, als es mit Billigkeit unter die Armen zu vertheilen. Ersteres kostet dem Menschen, dessen Herz nur einiges Gefühl hat, gar nichts; denn der Anblick eines Unglücklichen wird ihn selbst zu dessen Hülfe auffordern, wird ihn zur Freigebigkeit bestimmen; aber diese von mehreren wohlthätigen Herzen gesammelte, nur für wahre Arme bestimmte Hülfe so zu vertheilen, daß die Absicht der Geber erfüllt, nur der wahre Dürftige unterstützt,

2 B, 3 H,

Na

und

und ihm von unwürdigen Bettlern sein Eigenthum, auf das er nur allein mit Recht Anspruch machen kann, nicht durch Empfehlung, Gunst u. d. gl. entzogen werde, dieses heischt viele Mühe. Der, dem die Anstheilung des Allmosens anvertraut wird, muß von allen Vorurtheilen frei sein, und auf nichts Rücksicht nehmen, als bloß nur auf den Menschen. Unter den Unglücklichen, zu deren Verwalter ihn wohlthätige Herzen gemacht haben, muß er keinen Unterschied kennen, als nur den, welchen die Grade der Dürftigkeit in dieser Klasse von Menschen machen. Er muß nicht auf vormaligen Rang, auf Stand, ehemaliges Wohlleben der Unglücklichen sehen. Das Elend macht alle Menschen gleich, hebet allen Unterschied zwischen ihnen auf. Wer einst reich war, hat kein Recht, ein größeres Allmosen zu erhalten, als der, der immer in Dürftigkeit lebte. Wer ihm mehr zutheilet, als andern, begehet einen Raub, und macht sich eines schweren Verbrechens schuldig; denn von dem, was dieser mehr erhält, kann ein anderer gesättiget werden.

Uebers

Ueberhaupt will sich das Publikum in Wien noch nicht überzeugen, daß die Auftheilung des Almofens mit der gehörigen Art geschehe, als sie es sollte. Man schreit noch immer laut, daß viele, die es am wenigsten verdienen, daß meiste von den gesammelten Geldern erhalten; daß wahre Arme, die nicht mehr im Stande sind, zu arbeiten, entweder gar nichts, oder doch so wenig bekommen, daß es ihnen unmöglich sei, davon allein zu leben, um so weniger, wenn sie kleine oder kranke Kinder haben, und daß sie also, ohngeachtet des Almofens vom Armeninstitute, doch zum Betteln gezwungen sind.

Wenn es nun so wäre, wie uns ein Menschenfreund in seinem Briefe, den wir vor einigen Tagen erhielten, versichert, dann ist freilich die Klage des Publikums gerecht; aber sie trifft nicht das Armeninstitut, nicht die würdigen Vorsteher desselben, sondern die Pfarrer.

In einer so bevölkerten Stadt, wie Wien, können einige einzelne Männer unmöglich jeden würdigen Armen selbst aufsuchen. Dieses können nur allein die Seelenhirten, die Obrigkeiten. Deren Pflicht ist es also auch, sich alle Mühe zu geben, jeden wahrhaft Dürftigen auszuforschen, und auch nur solchem das Almosen zu ertheilen. Ihnen ist es um so leichter, da sie die Seelen ihres ihnen anvertrauten Sprengels kennen, oder doch kennen sollten; da es ohnehin ihre Pflicht ist, die Heerde öfters zu besuchen, für deren nicht nur-allein ewige, sondern auch zeitliche Wohlfart sie sorgen müssen. Freilich kostet es einige Mühe; freilich muß man der Bequemlichkeit einige Stunden entziehen; aber wie groß, wie schön ist der Lohn dafür!

Es ist unstreitig, daß viele Bettler noch immer herumgehen; Bettler, die es in jedem Betrachte sind. Alte, presshafte zur Arbeit untaugliche Leute. Mütter, die einige kleine, wohl auch gar kranke Kinder haben, die freilich stark, gesund sind, und arbeiten könnten,

könnten, wenn nicht die Mutterpflichten sie daran hinderten. Solche verdienen Almosen; verdienen die ganze Portion, und doch gehen sie betteln, klagen, daß sie nichts, oder nur das Viertel: 2 kr. erhalten.

Noch so viele Arme, die des Almofens bedarfen, es nicht erhalten, und doch vom Armeninstitute monatliche Ersparnisse, wie muß das zu gehen? *) so denken die Bürger. Wir geben nicht, damit erspart, sondern damit den Armen geholfen werde, und wir von dem Haus- und Gassenbetteln befreiet sein. Man gebe, so lange in der Kasse was ist, und setze uns in den Berechnungen statt: „so viel ist erspart worden! lieber an: „So viel hat das Armeninstitut dieses Monat über die eingegangene Summe mehr zahlen müssen, welches ihr von den wohlthätigen und menschenfreundlichen Herzen der Bürger Wiens noch nachzutragen kommt.“ Wir werden es gern ersetzen, wenn wir keine Bettler mehr weder in den Häusern, noch auf den Strassen antreffen.

Daß

*) Das glauben die Wiener.

Daß die Bürger hier nicht unrecht denken, ist richtig. Wo so viele Bettler sind, kann man unmöglich an Ersparnisse denken, so bald das Ziel des Armeninstituts erreicht werden soll. Will man das Betteln ganz aufheben; so muß man alle Arme versorgen. Ist dieses nicht, so werden wohl diejenigen, die vom Armeninstitute versorgt werden, die Leute nicht mehr beunruhigen; aber doch die andern Dürftigen werden es. Freilich sind die Gründe des Armeninstituts, warum Ersparnisse gemacht werden, nicht ganz verwerflich. Dieses die Menschheit so sehr ehrende Institut, welches allein verdiente, den stärksten Fond zu haben, hat fast gar keinen; oder doch einen so geringen, daß, sollten die freiwilligen Beiträge entweder aufhören, oder sich stark vermindern, man nicht im Stande wäre 1/6 von den Armen zu erhalten, die igt erhalten werden. Man sucht also den Fond zu verstärken, um es dahin zu bringen, einst ungewisser Beiträge entbehren zu können.

Diese Gründe sind nicht ganz unrichtig; aber doch scheint es uns, daß sie zu viel Mißtrauen in die Bruderliebe der Bürger Wiens auf die wir einen sehr starken Glauben haben, verrathen. Wir zweifeln nicht, daß jeder noch mehr zum Armeninsstitute beitragen würde, als izt, wenn er sähe, daß des Betteln in den Häusern und auf der Gassen ein Ende wäre; ja wir trauen den menschenfreundlichen Wienern, deren Herzen wirklich zum Wohlthun sehr geneigt sind, so viel zu, daß sie mit Freuden sich verpflichten würden, eine bestimmte Summe jährlich, oder vierteljährig herzugeben, entzöge man ihren Augen den Anblick der leidenden Dürftigkeit auf immer. Warum nimmt man nicht ein genaues Verzeichniß aller wahrhaft Armen? Warum macht man nicht den Ueberschlag, was ihre Erhaltung koste, und fordert nicht diese Summe? Man versuche es, berechne die Ausgabe des ganzen Jahres, theile diese Summe ein, und wir stehen gut dafür, keiner wird sich weigern, seinen Theil freiwillig und gern zu zahlen.

Und

Und wer könnte sich wohl weigern, dieses zu thun? Erstens ist es die Hauptpflicht des Christens, die Pflicht des Bürgers, für das Wohl seines Nebenmenschen, seines Mitbürgers zu sorgen, so bald er außer Stande ist, selbst es zu thun. Zweitens genießt jeder den größten aller Vortheile davon: innerliche Ruhe und Sicherheit. Ja, so lange die Bettler nicht ihren Unterhalt haben, so lange wird trotz allem Wachen der Polizei nie innere Ruhe und Sicherheit hergestellt werden. Die Noth zwingt den Menschen zum Verbrechen. Der Elende, den der Mangel an Nahrung zum Dieb, zum Mörder gemacht hat, würde, hätte er nothdürftige Befriedigung seiner Bedürfnisse gehabt, ein rechtschaffener Mensch geblieben ein. Werden wir keine Bettler mehr haben; wird der Dürstige vor dem Mangel gesichert sein, so werden unsere Gelder und andere Sachen sicher in den Häusern, wir selbst ohne Furcht auf den Strassen in jeder Stunde wandeln können. Und wer könnte sich weigern, das seinige zu einem so schätzbaren

baren Gute, als die öffentliche Ruhe und Sicherheit ist, beizutragen?

Freilich würd' es einige geben, die im Innern ihres Herzens gegen diese Armensteuer, die man auch die Steuer der Menschenliebe nennen könnte, murrten. Aber hat sich wohl ein Staat da um das Murren liebloser Unmenschen — denn nur solche könnten sich dagegen aufhalten — was zu bekümmern, wo solch eine Auflage augenscheinlich das Wohl aller zum Grunde hat? Man lasse Sie murren! Genug, wenn die Gesetze die Macht haben, sie zu zwingen, wider ihren Willen Gutes zu thun.

Diese Steuer kann nicht so sehr für eine Auflage, als vielmehr für eine Schuld angesehen werden, die jeder begüterte Mensch abzutragen verbunden ist. Zwar wollen es die meisten, wie sie sagen, freiwillig thun, wollen nicht zum Guten gezwungen sein. Auch das. Jeder kann noch immer eine grössere Summe geben, als von ihm gefordert wird, und er wird doch noch nie zu viel

viel geben. Glaubt dann der Reiche, der des Jahres 2, 3 auch mehrere Tausende zu verzehren hat, daß er mit einigen Gulden sich gegen die Armen von aller Schuld loskaufen könne? Ist es wohl zu viel, wenn ein solcher 50 ja 100 fl. und nach der Größe seines Vermögens auch mehr zahlet? O gewis nicht. Und wie schändlich, ja wie grausam ist es von denjenigen, welche, um ihre Eitelkeit zu befriedigen, hunderte verschwenden, und des Monats kaum 20 kr. in die Armenbüchse legen; oder, wenn sie nur dies wenige noch geben, glauben, wer weiß was für die Armen gethan zu haben.

Eine solche Steuer könnte der Monarch mit dem größten Recht fordern. Freilich müßten die Bürger durch das völlig aufgehobene Betteln von dem Nutzen derselben überzeugt werden. Dadurch hätte das Armeninstitut einen beständigen sichern Fond, der noch vermehrt werden könnte, wenn man in den sogenannten heiligen Zeiten, wo wir keine öffentliche Schauspiele zum Beispiel: Theater, haben, diese zum Besten der Armen eröffnete. O gewis würde Gott

daß

das größte Wohlgefallen daran haben. Die Heiligen würden sich freuen, und die Armen Thränen des Dankes weinen.

Und warum sollte man nicht? Werden doch in Deutschland an den Höfen der geistlichen Fürsten die ganze Fasten durch Komödien aufgeführt. Haben wir ja selbst Konzerte u. d. gl. Wär' es denn nicht besser, daß unsere Arme das Geld erhielten, anstatt daß es Fremde aus dem Lande tragen? Warum wollen wir Ausländer bereichern, und unsere Mitbürger im Elende schmachten lassen?

Solche Schauspiele, wenn der Anschlagzettler es bekannt machte, daß die Einnahme für die Armen bestimmt sei, würden sehr einträglich sein. Ja wir wetten, daß beide Hoftheater immer ganz voll wären. Jeder würde sich ein Vergnügen verschaffen, das er genießen kann, indem er noch zugleich ein gutes Werk verrichtet. Auch zweifeln wir gar nicht, daß die Mitglieder des Hoftheaters sich mit Freuden bemühen
wür-

würden, daß ihrige zu einem so löblichen Ziele beizutragen, und gerne diese wenige Wochen, die zu ihrer Ruhe gewidmet sind, dem Besten der Armen aufzuopfern.

Wir haben so mancherlei Ritterorden, für manche Verdienste errichtet. Warum errichten wir nicht auch einen für das Verdienst der Wohlthätigkeit? Der Krieger, der sich gegen den Feind tapfer hält, kann Anspruch auf ein Ehrenzeichen machen, das ihn vor andern unterscheidet: warum soll das nicht auch der menschenfreundliche Mann? Die Menschen lassen sich durch ein blendendes Nichts zu grossen Handlungen anspornen. Um ein gestreiftes Band, oder einen Stern auf dem Kleide zu erhalten, wagen so viele ihr Leben; sollten nicht noch mehrere einen kleinen Theil ihres Vermögens daran setzen, um solche Ehrenzeichen zu bekommen. Man errichte einen Orden pour lemerite de la bien faifance; und begnadige diejenigen damit, welche sich vorzüglich in der Freigebigkeit gegen das Armeninstitut auszeichnen. Der Monarch selbst trage diesen

diesen Orden, mache ihn zu einem der vornehmsten, schliesse keinen von der Erhaltung derselben aus, und wir wetten, daß bald grosse Reichthümer dem Armeninstitute zu fließen werden. Was oft Grundsätze der Moralität, Güte des Herzens bei den Menschen nicht vermag, das thut Ehrgeiz, und Stolz.

So giebt es noch viele Mittel, wodurch der Fond dieses menschenfreundlichen Institutes vergrößert werden kann; besonders, wenn man die Domherren und Bischöffe von ihrem Uebersusse etwas dazu beitragen, und sie ihre Messen für die Armen lesen läßt.

Aber die Bettler müssen aufhören. Jeder muß seinen Unterhalt haben. Die Kranken, die alten, die Krüppel müssen so viel erhalten, daß sie vor dem Mangel gesichert sind. Die zur Arbeit tüchtigen müssen Gelegenheit haben, ihr Brod verdienen zu können. Es giebt viele, welche gern arbeiten möchten, welche auch wirklich arbeiten, aber keinen Absatz für ihre Arbeiten finden; die
aus

aus Noth dann gezwungen werden, sie mit Schaden zu verkaufen, und so unvermerkt an den Bettelstab kommen. Auch für solche sollte der Staat sorgen; sorgen, daß ihnen Arbeit verschaffet werde, um durch sie Unterhalt für sich und ihre Familie zu erwerben, oder, wenn sie selbst solche Arbeiten haben, daß sie einen billigen Absatz für selbe finden. Dieses ist nothwendig, wenn man dem Betteln auf immer steuern will. So lang der Arme keine Gelegenheit hat, sich seinen Unterhalt zu erwerben, so hat er nur zweien Wege sein Leben zu fristen: Betteln oder stehlen. Will man ihm beides verwehren, so muß man ihm Brod schaffen, oder ihn — tödten.

Arbeitshäuser sind das einzige Mittel, was dem übrig ist, der sonst keinen Verdienst hat. Ihre Einrichtung verdient besondere Aufmerksamkeit, verdient etwas genauer und weitläufiger erwogen zu werden. Wir wollen daher bis auf das folgende Stück unsre Meinung von selben aufsparen. Auch Armenhäuser dienen sehr viel, das Betteln

Betteln einzustellen. Freilich sind hierüber die Meinungen getheilt. — Auch von diesen im künftigen Stücke,

II.

Predigtenkritik.

Am dritten Sonntage in der Fasten hörten wir den Pr. bei den Dominikanern. Er sprach über Lukas am 11. 24. Wenn der unsaubere Geist von dem Menschen ausfährt, so durchwandelt er dürre Orte, suchet Ruhe und findet sie nicht.

Die Beschreibung, sagte der Prediger im Eingange, welche uns Christus von dem unreinen Geiste mit schrecklichen, aber natürlichen Worten macht, giebt mir ganz ungezwungen die Gelegenheit, von einem Laster, welches, wie der Apostel Paulus sagt, unter den Christen kaum dem Namen nach bekannt sein soll, zu reden. Gern würde ich

ich von diesem Laster, wider welches ich heute losziehe, schweigen, wenn der Wunsch des Apostels erfüllet, und es nur dem Namen nach unter den Christen bekannt wäre. Da aber die Unreinigkeit täglich mehr anwächst, da man ehliche Treue, Enthaltbarkeit in der Ehe, Zucht und Ehrbarkeit verspottet; ja wohl gar Frechheit und Schandlosigkeit für Artigkeit hält, so will ich heute zeigen, wie schändlich dieses Laster sei. Um aber keusche Ohren nicht zu beleidigen, um die Heiligkeit dieses Ortes nicht zu entehren, werde ich von der Natur der Unreinigkeit schweigen, alle schmutzige Ausdrücke sorgfältigst vermeiden, und nur von der Abscheulichkeit dieses Lasters reden. Ich sage also: die Unreinigkeit ist an sich ein abscheuliches Laster; erster Theil. Es ist ein sehr gefährliches Laster; zweenter Theil.

Wann die heutige aufgeklärte Welt, welche von Bollküstlingen überschwemmt ist, die Unreinigkeit noch so sehr zu entschuldigen sucht, und sie nur für menschliche Schwachheit

heit halten, so ist es doch gewiß, daß die Unreinigkeit ein abscheuliches Laster ist: denn erstens wird Gott durch selbes auf eine verächtliche Art beschimpft; zweitens die Würde des Menschen geschändet. Der Wollüstling vergift seines Gottes und denkt nur an den Gegenstand, der ihn gefesselt hat. Außerlich zwar stellt er sich des Wohlstandes wegen Gott anzubeten; innerlich aber betet er nur das an, was ihn gefesselt hat. Er erkühnet sich diesen Gegenstand seiner Unreinigkeit eine Göttin zu nennen, und entzieht dadurch Gott die Anbetung, die er einem elenden Geschöpfe erweist. Der Pr. eiferte wider diese an sich selbst so unbedeutende Schmeichelei, die nur Dichter ihren Lauren im Ausbruche ihrer Begeisterung beilegen, so sehr, daß er es für die größte Gotteslästerung hielt, einem Mädchen zu sagen, sie sei eine Göttin. Aber der Pr. schien vergessen zu haben, daß die Christen keine Götinnen, sondern nur einen Gott haben; daß man unter dem Namen Göttin entweder *Madam Juno*, *Minerva*, *Venus*, oder die reizenden *Charitinnen* versteht, und daß es

2 B. 3 H. B b Gott

Gott wirklich nicht beleidigen kann, wenn man seine Geschöpf mit diesen vergleicht. Doch das mag dem Pr. noch hingehen. Aufgebracht über diese Narrheit der Menschen redete der Pr. Gott an, wie lange er es noch dulden werde, daß die Menschen ein häßliches Mädchen eine Göttin nennen werden; und fuhr denn fort zu beweisen, daß Gott durch die Unreinigkeit auf eine verächtliche Art beschimpfet werde; indem man selbst an den heiligsten Orten nur darauf denket, seine unreine Leidenschaften zu befriedigen, und dem Gegenstand derselben alles Vermögen, Ehre, ja selbst das Leben aufopfert. Auch vergreift man sich an Gott selbst; indem man nicht nur allein seine Glieder durch dieses Laster befleckt sondern auch die Glieder Gottes. Wir übergehen das übrige des ersten Theiles: es war eben so ungereimt, als das was wir bis hierher angeführt haben.

Das Laster der Unreinigkeit ist auch ein sehr gefährliches Laster. Ich will hier nicht, sagte der Pr., die Gefahren anführen, welche
 unserer

unserer Unschuld allenthalben drohet; sonderit nur die gefährlichen Folgen zeigen, die der Unreinigkeit auf dem Fusse nachgehen. Diese sind erstens schreckliche Unruh' und Verwirrung; zweitens unbegreifliche Blindheit; drittens fast unvermeidliche Unbusfertigkeit. Schreckliche Unruhe und Verwirrung. Bei der ersten Ausschweifung können wir noch erröthen; wir fühlen Gewissensbisse, aber je öfter wir ausschweifen, je mehr verliert sich die Schaam; je trecher werden wir. Unser Gewissen wird zwar betäubt, aber die Furcht unser Verbrechen werde vor den Augen der Welt kund werden, bedrängt uns immer. Du Unglückliche, redete der Pr. ein Mädchen an, die du deine Unschuld verlorest, sag was hast du davon? Es weiß zwar niemand außer dir, ihm und Gott dein Verbrechen. Aber wer steht dir dafür, daß dieser Undankbare dich nicht verläßt, und deine Schande selbst offenbahret. Zittere wenn die Welt einen Verdacht auf deine Unschuld wirft! Man wird dich verachten, und genaue Aufsicht auf jeden deiner Schritte haben u. s. w.; aber auch eine unbe-

geisliche Blindheit ist die Folge dieses Lasters. Die Unreinigkeit raubt uns den Glauben, und auch öfters die Vernunft. Sie raubt uns den Glauben. Wer — hier ergrif den Pr. ein heftiger Eifer, der in allen Gesichtszügen eine sonderbare Spannung verursachte. — Wer nennt die Ehrenbeicht Pfaffenerdichtung? Wer spottet der Religion? Wer verachtet das Gesetz des Fastens? Wer leugnet die Hölle? Wollüstlinge sind es, die sich dagegen sträuben, die noch je dawider geschrieben haben — Die Unreinigkeit raubt uns den Verstand. Sehen wir nicht, daß der Wollüstling seinen letzten Gut, Ehre, ja sein Leben aufopfert? Und handelt wohl so der vernünftige Mensch? Drittens eine fast unvermeidliche Unbußfertigkeit ist die Folge dieses Lasters. Ich sage eine fast unvermeidliche; denn dieses Laster wird so sehr zur Gewohnheit, daß es fast unmöglich ist, es zu meiden. Aber nichts desto weniger will ich hier behaupten, daß der Wollüstling sich nicht begehren könne. Magdalena und Augustinus sind ein Beispiel, daß auch der Unreine der Buße fähig

fähig sei; aber dieses ist ein sehr seltener Fall; und die besten Mittel, meines Erachtens sind diese: Fasten und Abtödtung des Fleisches; Vermeidung des Mäßiggangs, und aller bösen Gelegenheiten; drittens ein immerwährendes Gebet. Nach Anrathung dieser Mittel, und einer Ermahnung sich vor den Laster der Unreinigkeit zu hüten, schloß der Prediger seine Rede mit einem kurzen Gebete.

Ueber die Predigt selbst wollen wir nichts sagen. Schade war es, daß ein so guter Stoff, der zu so vielen nützlichen Lehren Gelegenheit geben konnte, nicht besser behandelt wurde. Nichts, was wahren Abscheu für diese an sich wirklich sehr verabscheuungswürdigen Laster hätte erwecken können. Nichts von dem phisischen Uebeln, welche schon für sich vermindgend wären, uns davon zurück zu schrecken; mit einem Worte — nichts, was nur einigermaßen gut gewesen wäre, enthielt die ganze Predigt, und mehr wollen wir auch davon nicht sagen.

III.

L i t t e r a t u r.

Die Wienerautoren contra den Edlen von Schönfeld, Buchdrucker und Buchhändler am Kärntnerthor. 1785. Der Verfasser dieser Brochüre nimmt die Vertheidigung der sämmtlichen Wienerautoren wider die Beschuldigung des Edlen von Schönfeld auf sich. In wie weit der Edle von sich wider die Autoren in seiner Bücher = Lizitationsankündigung veründiget habe, können wir nicht entscheiden, weil wir keine Freunde sind, alle Marktschreierzetteln, worin der Salbader sein Zahnpulver anrühmet, zu lesen. Doch muß das Verbrechen des Edlen von nicht gering sein, weil ihm der Verfasser obbemeldter Schrift in causa der Wienerautoren contra Calumniatorem Nobilem de Schönfeld einen förmlichen Injurienprozeß an den Hals wirft. Mag der Edle von sehen, wie er sich daraus ziehen wird,

Und nun zur Schrift. Viel sagt der Verfasser darinn eben nicht. Er rechnet dem Publikum, was es ohnehin schon weiß, alle das Versprechen vor, welches der Edle von gemacht hat; sagt, daß seine Verheißungen nichts als Wind waren, durch die er in die Augen des Publikums Staub wehen wollte, um es zu verhindern, die hinter den Patriotismus versteckte Absichten sobald zu sehen. — Wem ist das nicht lange bekannt? So was muß man dem Edlen von verzeihen. Er ist, von jeher gewöhnt, sich selbst mit Lust zu speisen; freilich werden weder er, noch seine Rapauner — wie Hamlet sagt, nicht allzu fett davon; indessen aber ist Lust doch etwas, und in Ermangelung etwas reellern, noch immer besser, als gar nichts; und an dieses Lieblingsgerücht gewöhnt, tischt er es nun allen auf; glaubt dicke Speise aufzusetzen; aber es ist doch nur Lust. Ihm behagt sie; wer nicht damit vorlieb nehmen will, kann's sehen lassen.

Die

Die Begierde, im Wagen zu fahren, und die Autoren mit Roth zu besprizzen, ist dem Edlen von eigen.

Die Vorforderung des Edlen von vor das Publikum entlassen ihn gewis alle und jede Autoren, die auch dem Verfasser wenig Dank wissen werden, daß er ihre Vertheidigung gegen den Edlen von auf sich genommen hat. Mag der Edle von reden und in die Welt hinein schreiben, was er will. — Der Mann ist bekannt genug, denkt man; mag er mit Roth herum werfen, er besudelt sich nur am meisten. Man laß ihm seine Freude!

Verwundern müssen wir uns, wie der Verfasser die Bekanntmachung, die er S. II. vom Edlen von fordert, für die Ehre der Autoren nothwendig halten kann? Er könnte in der That den Edlen von überreden, daß er die Autoren zu schänden in Stand sei; — aber, auf unser Wort, Herr Edler von, das können sie nicht? Die Wienerautoren entlassen Ihnen Ihre Gegenvertheidigung, ja sie protestir-

testiren gegen alle Klage die wider Sie in ihrem Namen angebracht worden ist, oder künftig noch angebracht werden könnte.

Das beste was in dieser Brochüre ist, sind die drei letzten Kolonnen mit der Ueberschrift: Menschenfreundliche Handlungen des Edlen von Schönfeld. — Sie sind leer. Wir können nichts darauf schreiben; zweifeln aber nicht, daß der Edle von und seine Freunde sie bald ausfüllen werden.

Wir haben in unserm 3ten Stücke des 2ten Hefes gesagt; „wir glauben, die Sackingskrappen wären den Herren Wienerautoren von eben der Feder, welche sie mit einem Neujahrsgeschenke bediente, verehret worden.“ Nun erhielten wir aber ein Briefchen, worinn uns der Verfasser des Neujahrsgeschenkles bei unserer Wahrheitsliebe

be-

beschwört, diese Muthmassung zu wiedererrufen. Er betheuert auf Ehre, daß er an den unschmackhaften Faschingskröpfen keinen Antheil habe, und das Schmalz, worinn sie gebakken worden, sei gar nicht aus seiner Zone. Dieser Betheuerung wollen wir nun allen Glauben beimessen; und da es ohnehin nicht viel zu bedeuten hat, ob Hanns, oder Paul Neujahrs Geschenke und Faschingskröpfen den Wienerautoren austheilte, so wollen wir wieder was wir gemuthmasset haben wiedererrufen, und feierlich betheuern, daß der Mandolettträger, von dem Verfasser des Neujahrs Gesenkts in der Person, Natur und Wesenheit unterschieden sei. So viel zur sehr wichtigen Nachricht aller derer, denen es im Publikum daran gelegen ist, sich noch einmal an das Neujahrs Gesenkte, und die Faschingskröpfen zu erinnern.

Beschwerden über die Wienerzeitung.

Die Zeitung der Hauptstadt Deutschlands kostet jährlich 12 fl. Kaisergeld in loco. Bei uns am Rheine kostet sie jährlich 20 Gulden Reichsmünze. Für dieses Geld sollte man doch wenigstens eine richtige reine Sprache und weniger Unsinn fordern dürfen; womit fast jedes Blatt derselben gleichsam gestempelt ist. Zu jedem Jahrgang könnte man leicht einen Faustdicken Kommentar machen, wenn man alle Ungereimtheiten rügen wollte. Desters liest man einen und eben denselben Artikel zweimal im nämlichen Blatte. Nicht selten kommt vier Wochen nachher die nämliche Nachricht wieder vor, die schon ehemals darin stand. Am allerausstehlichsten aber sind die Originalaufsätze ihres Verfassers. Man lese z. B. das Blatt 20. vom 1. März 1784. Da finden wir, daß der Eisstoß beim scharfen Ek zu Wien so hartnäckig war, daß man Kanonen aufführen, und mit Kettenfugeln darauf feuern wollte. Und besser unten steht, daß die Dauer und Standhaftigkeit der Brücken über die Donau u. zum größten

größten Troste gereichte. Hartnäckigkeit und Standhaftigkeit sind unsers Wissens Eigenschaften, die man nur lebendigen Geschöpfen und nicht solchen Dingen, wie Eisstöcke und Brücken sind, beilegen kann. Aber die Wienerzeitung glaubt von Alters her schon ein Privilegium zu haben, Unsinn sagen zu dürfen. u. s. w.

Die Kaiserstadt und das Publikum Deutschlands verdienen doch wirklich mehr Aufmerksamkeit.

Außer diesen Artikeln, die nicht so verwerflich sind, als der Verfasser glaubt, indem er sie selbst Sch—freien nennt, kommen einige sogenannte Feinheiten der Gerechtigkeit vor, die den Leser, wie wohl diese Thatsachen längst alle Zeitungsschreiber abgedroschen haben, durch die Wendung neuerdings interessiren, die ihnen der Verfasser gegeben hat. Man liest von dem ehemaligen Präsidenten zu Aix der im Julius des v. J. aus Liebe zu einem Frauenzimmer seine Frau ungebracht und sich nach Portugal geflüchtet hat; wo er
in

in Schutz genommen und im Kloster zur Buße angewiesen wurde, während man ihn am 13 November v. J. im Bildnis rädern ließ, um wenigstens statt dem wahren Trauerspiele ein Schattenspiel an der Wand der beleidigten Menschheit zur Genugthuung zu geben. Man versichert, daß der, nun mit einer Mönchsdecke umhüllte Verbrecher an eben dem Tage, als er in Frankreich in Effigie gerädert wurde im besten Humor gewesen.

IV.

Anekdoten.

Ein Mittel, immer wohlthätig sein zu können.

Zu Paris in der Vorstadt St. Germain sammelte man für Arme, die durch eine Feuersbrunst verunglückt waren. Die, welche dies Geschäft der Liebe auf sich nahmen, das Mitleid der Menschen für diese Unglücklichen anzusuchen, kamen zu einem Privatmanne, der

der als ein sehr reicher Mann bekannt war. Er empfing sie im Monat Dezember in einem kalten Zimmer, und unterdessen als sie die Sammlungsbüchse hervorsuchten, und ihn um eine Beisteuer für die Verunglückten ansprachen, zankte er die Magd aus, daß sie ein ganzes Schwefellicht gebraucht habe, das Feuer im Kamin anzuzünden, da noch in einem Winkel desselben, den er ihr zeigte, noch mehr erst halb verbrauchte Schwefellichter lägen, die dazu aufbewahret wurden.

Aus dieser Genauigkeit des Mannes prophezeihten sich die Sammler nicht viel Gutes von der Freigebigkeit eines Herrn, der in solchen Kleinigkeiten ein so großer Knicker ist; dieser aber ging indessen zu seinem Schrank, nahm eine ansehnliche Summe heraus, und gab sie ihnen. So viel Geld von einem Manne, den sie für den größten Geizhals angesehen hatten, setzte die Sammler ganz in Erstaunen. Sie gaben ihm selbes zu verstehen. Er lächelte, und sagte ihnen: „Meine Herrn! Nur durch solche Ersparungen, durch die Vermeidung aller unnöthigen

Ver-

Verschwendung habe ich mich in den Stand gesetzt, meinen armen Mitmenschen thätige Hülfe zu leisten! "

Welche Lehre sind die Worte dieses wohlthätigen Mannes für viele! Wenn alle Menschen so dächten; wenn alle da sparsam wären, wo sie es mit Recht sein sollten, wie bald würden viele Unglückliche dem Elende sich entzogen sehen. Aber die meisten sind just das Gegentheil davon. Sie sind verschwenderisch, wo sie sparsam; genau, wo sie freigebig sein sollten. — — Du, der du hunderte auf eine einzige Tafel verschwendest, um den eiteln Ruhm zu erlangen: Bei dir speist man prächtig! Breche die Hälfte der Summe ab, gib sie an Arme, die an eben diesem Tage, wo du im Ueberflusse schwimmst, vor Hunger schmachten; dein Ruhm wird bei allen Edel denkenden groß sein, und dein Vergnügen durch den Dank dieser Geretteten größer, als das, welches du in der Gesellschaft deiner Tischfreunde genießt, die sich, sobald sie dein Haus verlassen, über deine Thorheit lustig machen.

V.

Ueber Selbstmord, und die Art der Begräbnisse solcher Unglücklichen. Ein Paar Worte.

Auch bei uns greift der englische Spleen um sich. Die Mode, welche, wie Young sagt, England berühmt macht, aber auch mit Schande in den Augen der Rechtschaffenen brandmarket, fängt auch an in Wien zu herrschen. In einer kurzen Zeit hören wir von etlichen solcher Unglücklichen, die ihr eigenes Dasein entweder wirklich verkürzten; oder doch zu verkürzen Willens waren.

Daß der Selbstmord nur aus einer Krankheit der Seele entspringen könne ist ganz gewiß. Ein vollkommen ruhiger, heiterer, gesunder Geist wird nothwendig vor dem Gedanken zurückbeben, Hand an sich selbst zu legen. Seine Begriffe von dem Zustand der Seele jenseits des Grabes mögen sein, was immer für eine, er wird schauern, wenn er an das Aufhören seines Wesens denkt. Ist er der Religion getreu;
so

so werden ihm die Grundzüge derselben nicht die angenehmste Ausichten in das Grab eröffnen. Weicht er von der Religion ab; so wird er bei kalter Ueberlegung den gewissen Zustand, worin er sich igt befindet, mit einem ungewissen, von dem er weder weiß, ob es besser, oder schlimmer, als der, worin er wirklich ist, sei, immer vorziehen. Also nur ein kranker Geist kann sein Dasein ent

Ob die Mittel, welche Geistliche und Philosophen für diese Seelenkrankheit vorgeschrieben haben, nützlich sind? Ob die Reflexionen, daß es Feigheit sei, sich zu ermorden; daß man mehr Stärke zeigte, sein Unglück standhaft zu ertragen, als selbst zu unterliegen; so mächtig auf den Kranken in der Crisis wirken? wissen wir nicht genug zu bestimmen. So viel glauben wir, daß ein solcher Seelenpazient in seiner Krankheit eben so unvermögend sei, derlei Betrachtungen anzustellen; als der, welcher im hizzigen Fieber aus dem Bette, wenn niemand zu gegen ist, aufspringt, und

sich erkältet, überlegen kann, daß eine zu schnelle Erkältung ihm tödlich ist. Wenn die Seele schon mit einer solchen Krankheit behaftet ist, dann wird selten ein Mittel bei ihr anschlagen. Dieses Uebel auszurotten, muß man sorgen, daß man ihm zuvor komme, damit es nicht Wurzel fassen könne. Erziehung nur kann das. Mäßigung der Leidenschaften in der Kindheit, feste Grundsätze, wodurch unser Muth gegen Glück und Unglück gestählt wird, sind die besten Präservativmittel. Wo diese vernachlässiget werden, ist der Patient verloren, so bald sich diese Krankheit bei ihm ansezt.

Dieses Uebel ist um so gefährlicher, weil es sehr ansteckend ist. Man glaubt die Menschen davon abzuschrecken, wenn man den Selbstmörder auf eine Art begräbet, wie man sonst das Vieh zu verscharren pflegt. Man täuscht sich. Der Gesunde (man erlaube uns noch einmal das vorige Beispiel anzuführen) hör' oft, daß man in Pedetschen im Friesel sich nicht zu gäh erkälten solle. Er weiß, daß so was tödlich

lich

lich ist. Verfällt er in die nämliche Krankheit, so wird er es in den Anfällen von Phantasien doch selbst thun. Warum das? Warum macht er sich die gehörten Warnungen, die vielen Beispiele, die er sah, nicht zu nützen? — Er kann nicht! So der, vor dessen Seele der Gedanke schwebt, sich zu vernichten.

Diese entehrenden Begräbnisse decken die Familie unverdienter Weise mit Schande, ohne daß sie zum schreckenden Beispiele nützen. Der Todte kann die Schande nicht mehr fühlen; sie ist also keine Strafe mehr für ihn, sondern für seine Aeltern und Verwandte. Und wird sich der, dem das Leben so sehr zur Last wird, daß er es mit dem ungewissesten Zustande jenseits des Grabes vertauschet; der lieber einen ewigen Schlaf schlafen will, als so elend zu wachen, wird sich der durch den Gedanken einer eingebildeten Schande davon abschrecken lassen? Einer Schande, die auf ihn fällt wenn er schon nicht mehr ist? O gewis nicht! Er wird nicht einmal daran denken!

Was

Was soll es ihm kümmern was man mit seinem Körper auf der Welt macht, aus der er sich selbst hinaus stößt, und die zu verlassen, er so sehr eilt. Hätte er noch Anhänglichkeit für sie, er würde sich nicht von ihr losreißen.

In unsern Staaten hat man zwar diesen Mißbrauch aufgehoben. Man hat eingesehen, daß der Selbstmörder nur aus Krankheit sein Leben enden könne; und daß es ungerecht sei, den Kranken zu strafen, weil er krank ist. Man übergiebt den Körper eines solchen Unglücklichen entweder der medizinischen Fakultät zur Zergliederung, oder man begräbt ihn, wie jeden andern Menschen. Vielleicht daß auch in andern Staaten dieser Mißbrauch abgeschafft werden, und man aufhören wird, die Familie zu strafen, weil einer aus ihr nicht bei vollkommener Seelengesundheit war.

I.

Fortsetzung von Wien:

Arbeits- und Armenhäuser.

Wenn man einem jungen, gesunden, starken Bettler sagen will: Du kannst arbeiten! so muß die Anstalt für Arbeitslose so getroffen sein, daß dieser, nicht mit Grund antworten könne: ich kann, ich will, aber schaffe mir Arbeit! So lange dies ein Bettler sagen kann; so lange kann er über Ungerechtigkeit schreien; wenn man ihm das Betteln verwehret. Denn, wie wir schon gesagt haben, dem Armen, welcher keinen Verdienst hat, bleiben nur zwei We-

2 B, 3 H,

Dd

86

ge offen, sein Leben zu erhalten: Betteln, oder — stehlen; letzteres ist durch göttliche und weltliche Gesetze verboten: wollen ihm diese auch das letztere verbieten, so verdammen sie ihn entweder zum langsamen Hungertode; oder sie zwingen ihn selbst zu stehlen.

Alle gesunde Bettler von der Armenkasse zu ernähren ist fast nicht möglich. Sie wollen aber doch leben. Sie müssen also Arbeit haben, und diese ist der Staat ihnen schuldig zu verschaffen, sobald er nicht will, daß sie betteln sollen. Arbeitshäuser sind hiezu am besten. Hier muß jeder, der sich nur immer meldet, Arbeit erhalten, muß sich daselbst soviel täglich verdienen können, als er ohngefähr auf dem Taglohne erhält. Vier, sechs, acht Kreuzer sind für den Bettler, welcher Weib und Kinder hat, nicht hinreichender Gewinnst. Er hat Wohnzins, Holz, und Licht nöthig. Er muß täglich essen; muß wenigstens solche Kost haben, die ihn bei Kräften erhält, muß sich und seine Familie kleiden: und woher dies alles
von

von 4, 6, oder 8 Kreuzern? Freilich kann sein Weib auch so viel, hat er einige erwachsene Kinder, auch diese setwas verdienen; wenn aber die Kinder klein, das Weib durch Mutterpflichten und häusliche Geschäfte an der Arbeit verhindert wird; wie dann?

Dem Armen muß auch die Arbeit mit in seine Wohnung gegeben werden. Wer gezwungen ist, im Arbeitshause zu arbeiten, der muß oft zu Hause seine kleine Geschäfte vernachlässigen; und Weiber, die kleine Kinder haben, können entweder gar nicht diesen Verdienst suchen, oder sie müssen die heiligste aller Pflichten, die Pflege ihrer Kinder vernachlässigen. Auf solche Weiber sollte besonders Rücksicht vom Armeninstitute genommen werden, besonders wenn diese Unglücklichen kranke Kinder haben. Sie verdienen die meiste Unterstützung. Freilich sind die Mütter gesund; aber können sie wohl arbeiten? Sollen sie ihre kranke Kinder von sich werfen? Sollen sie selbst hilflos dahin sterben lassen? — Welcher

Mensch kann das fordern. Sie brauchen Nahrung für sich, brauchen Hülfe für ihre Kinder — und haben nichts! Solche unglückliche Mütter sind noch die meisten, welche mit ihren säugenden oder kranken Kindern betteln gehen, weil sie entweder vom Armeninstitute nichts, oder doch nur so wenig erhalten, da man auf ihre eigene Thätigkeit zur Arbeit, ohne an die Pflichten, die sie daran verhindern, denkt, daß sie unmöglich davon leben können. Dürfen wir es wagen, laut zu bekennen, daß der Anblick solcher unglücklichen Mütter die Einwohner Wiens am meisten abgeneigt gegen das Armeninstitut macht; daß sie dieser in ihrer Muthmassung am meisten stärket; die, welche es am nöthigsten brauchen erhielten nichts? Ja, wir wollen es; und daß wir nicht ungegründet es thun, bekräftiget uns ein Brief den wir vor einigen Tagen erhielten und worinn die bittersten Klagen deß wegen angebracht waren.

Es ist noch nicht genug den Bettlern Arbeit zu geben; man muß auch jenen, welche

welche eigene Produkte machen, Absatz für selbe verschaffen. Wie viele giebt es, die eigene Arbeit verfertigen; aber dann nicht wissen, wohin damit. Die Noth zwingt sie, selbe mit Schaden zu verkaufen, und sie werden dadurch zu Bettlern. Könnte der Staat nicht ein Mittel erfinden, daß jedem armen Handwerker seine Arbeit mit einem mäßigen Gewinnte abgenommen würde? Wer dieses erfände, hätte das nützlichste Projekt für die Menschheit erfunden, und verdiente eine Ehrensäule.

Ist nun alles so eingerichtet, daß der zur Arbeit fähige auch welche erhält, daß der, welcher eigene Arbeit verfertiget, einen sichern Absatz für selbe weiß, ohne sie mit Schaden verkaufen zu müssen, dann wird sich die Zahl der Bettler von selbst vermindern.

Da es aber auch Taugenichtse giebt, denen ein müßiges Leben angenehmer ist, als Arbeit und nothdürftige Befriedigung der Bedürfnisse, so muß über selbe die stärkste

ste Wachsamkeit gehalten, und ihnen alle Gelegenheit: die Polizei hintergehen zu können, benommen werden. Von der Art, das Betteln zu verhüten, und von Armenhäusern im künftigen Stücke.

II.

Predigtenkritik.

Am vierten Sonntage in der Fasten hörten wir den Pr. bei St. Peter über Johannes am 6, II.

Im Eingange erklärte der Prediger das Wunder, welches Christus machte, da er bei 5000 Mann mit so wenigem Brode speiste, und erzählte die Geschichte, wie sie im Evangelium zu finden ist. Da das Volk dieses Wunder sah, rief es aus: „Wahrlich dies ist der groſſe Prophet.“ Jesus aber entwich auf einen Berg und verbarg sich, weil er nicht gekommen war, ein zeitliches Reich,

Reich, sondern ein ewiges zu stiften. Größer aber ist die Wohlthat, welche Christus uns erwiesen hat, da er sich selbst unter den Gestalten des Brodes und Weines im heil. Abendmahle uns zur Speise giebt. Hier entweicht er nicht, sondern er kommt selbst zu uns; denn er will über unser Herz herrschen. Wenn wir diese Größe seiner Liebe betrachten, so müssen wir von der stärksten Dankbarkeit erfüllet werden. Die Beweggründe, warum wir dankbar gegen Gott für diese Wohlthat sein sollen, zeigte der Pr. im ersten Theile; die Art, wie wir es sein sollen; im zweenten.

Unter der Gestalt des Brodes ist Christus wahrhaftig gegenwärtig. Die Worte des Priesters ziehen ihn vom Himmel herab. Dieses glauben wir den Verheißungen Jesu Christi, welcher zu seinen Jüngern sagte: dies ist mein Leib u. s. w. Wir genießen also den wahren Gott, dieses höchste, weiseste und vollkommenste Wesen; dieses reineste Fleisch, welches aus dem reinen Fleische einer Jungfrauen gebildet wurde

de

de und die menschliche Gestalt angenommen hat. u. s. f. Moses rühmte die Vorzüge der Israeliten, weil sie mit Gott redeten und sich ihm näherten. O Moses (redete der Priester diesen Stifter des alten Bundes an) du rühmtest eigentlich die Vorzüge der Christen an. Wir sind die wahren Israeliten; wir genießen im Schooße der katholischen Kirche das Glück, uns unserm Gotte zu nähern. u. s. w. Der Pr. sprach noch vieles von der Größe des Sacraments des Altars, und führte eben dieses zum Beweggrund der Dankbarkeit gegen Gott an; da seine Weisheit nichts größeres, seine Macht nichts stärkeres, seine Liebe nichts vollkommeneres hatte, was er uns geben konnte, da wir dadurch zu Gott selbst erhoben werden. Er ermahnte die Zuhörer, sich von bösen Christen vom Tische des Herrn nicht abhalten zu lassen; und nicht einzuwenden, daß sie zu unwürdig sind. Diejenigen, die mit einer Todssünde behaftet wären, sind freilich keinesweges würdig, dieses höchste Gut zu genießen, weil sie sonst selbst dadurch das Gericht über sich zögen;

zogen; denn sie empfangen eben denjenigen Gott, welcher ein strenger Rächer der Sünde ist, ja der aufhörte Gott zu sein, wenn er es nicht wäre; diesen Gott der die ewigen höllischen Flammen durch das Feuer seiner göttlichen Rache angezündet hat. Wenn sie aber die Bedingungen der Buße aufrichtig erfüllten, dann könnten sie ohngeachtet ihrer Unwürdigkeit getrost zum Tische des Herrn treten, und sich auf seine Liebe und Barmherzigkeit verlassen.

Dieses heil. Sakrament zu empfangen müsse man sich in Demuth zum Altar nähern; mit Petrus ausrufen: Herr ich bin ein sündiger Mensch! Man müsse sich seines Nichts erinnern. u. s. w. Mit dem Glauben; das heißt: alle Anhänglichkeit, alle Neigung zur Sünde aus seinem Herzen verbannen. Keine Rache, keinen Zorn, keine Ungerechtigkeit im selben Platz lassen; denn dies verbietet der Glaube. Die Zunge, welche mit dem Blute Jesu Christi gefärbet wird, nicht der Verläumdung weihen. u. s. w. mit Ehrfurcht und Vertrauen. Wir sollen

sollen uns erinnern, wen wir empfangen? Wenn ein grosser Herr zu uns eintrete, wie würden wir uns bestreben, ihn mit allen Ehrenbezeugungen zu empfangen; und hier kommt der Herr aller Herren, der König aller Könige zu uns u. s. w. Wir können zwar Gott nie mit der Ehrfurcht empfangen, die ihm gebühret; aber unser Vertrauen auf seine Güte, auf seine Liebe muß das Ersetzen, was unserer Ehrfurcht mangelt, u. s. w.

Wir übergehen mit Stillschweigen, was der Pr. noch weiter sprach; es war fast alles im nämlichen Tone. Je öfters wir ihn hören, je mehr werden wir in unserm Urtheile bestättiget, welches wir gleich zum erstenmale gefaßt, es aber so lange bei uns behalten haben, bis wir uns besser davon überzeugen konnten, daß es fast unmöglich sei, daß der Pr. seine Predigten studiere und niederschreibe. Es wäre unmöglich, daß bei einer Überlesung derselben, er nicht seine vielfache Wiederholungen selbst fühlen sollte, Wiederholungen, die das Ganze verwirren,

wirren, und den Zuhörer ermüden. Ein gedrängterer Vortrag würde zu allem dem, was der Prediger sagt, keine halbe Stunde dauern; und hier währet er oft länger als eine Stunde. Wir wissen nicht, ob die Predigt just nach der Stunde von 10 bis 11 abgemessen sein muß. Ist das, dann ist es freilich ein bißchen hart, wenn man eine Rede nach dem Maaße, wie der Schneider ein Kleid, machen muß. Besser aber wäre es, die Aufmerksamkeit der Zuhörer nur eine halbe Stunde kurz, aber bündig zu beschäftigen, als sie durch eine lange Stunde einzuschläfern.

Unsre Erwartung wurde auch nicht wenig in der Wahl des Stoffes getäuscht; denn wir hofen, der Pr. werde hier die Gelegenheit, welche ihm das Evangelium so ungezwungen an die Hand bot, ergreifen, um seine Zuhörer zur Unterstützung der Armen aufzumuntern. Diese Predigt wäre vielleicht von noch größserm Nutzen gewesen. Zudem haben wir schon einmal gesagt, daß die Kanzel öfters den moralischen

schen Pflichten gewidmet sein sollte, als den bloßen Glaubenslehren, woran ohne hin nicht leicht einer der Zuhörer gezweifelt haben wird.

III.

Kontroverspredigten.

Unsre Leser werden es uns kaum glauben, daß es im Jahre 1784 in einem Zeitalter, wo alles der Aufklärung so sehr entgegen arbeitet, möglich gewesen sein sollte, einen theologischen Kampf, an welchem man sich in den Jahrhunderten der Finsterniß ergötzte, aufzuführen. Und doch sah oder hörte vielmehr Osnabrück und Köln deren nach dem Zeugniß des Herrn Schötzers.

Zu Osnabrück betrat die Kontroverskanzler Herr Kanonikus Zarst. Eine Menge Volks war in der Kirche versammelt, und freute sich, aus einem Priesterunde auf die
gott-

göttlosen Ketzer wieder einmal wacker schimpfen zu hören. Doch diesmal wurde es in seiner Erwartung getäuscht. Herr Kanonikus Zarst hielt zur Ehre seines Herzens und Verstandes zwar eine Kontroverspredigt, aber nicht wider die sogenannten Ketzer, sondern wider den Aberglauben, die Mißbräuche der katholischen Religion. Anstatt den Haß im Busen seiner Zuhörer anzufachen, trachtete er Bruderliebe zu erwecken, und Duldung gegen Meinungen, über welche die Menschen kein Recht haben zu richten, zu empfehlen. Er lehrte sie den Unterschied zwischen Grundlehren der Religion und willkürlich eingeführten, oder eingeschlichenen und geduldeten Mißbräuchen und überzeugte sie, daß deren Abschaffung der Religion nicht nur allein nicht schade, sondern vielmehr zu ihrem Nutzen sei. Er gab ihnen die schönsten Lehren, wie sie sich gegen die Abschaffung der Feiertage, gegen Wallfahrten, Opfer u. d. gl. zu betragen haben; und ermahnte sie, ihre anders gläubende Mitmenschen zu lieben.

Wenn alle Kontroversprediger aus diesem Endzwecke die Kanzel bestiegen, so würde man wünschen können, daß alle Jahre nicht nur eine, sondern mehre Predigten dieser Art gehalten würden. Wahrlich man sollte auch nur gegen Mißbräuche und Aberglaube, aber nicht gegen Nebenmenschen; deren Glaube nicht der unsrige ist, losziehen; dann wäre ein Nutzen zu erwarten. Doch so, wie dieser vernünftige und rechtschaffene Herr Kanonikus, dachte nicht der Kontroversprediger zu Köln. —

Dieser theologische Klopffechter, Namens Simplizianus Zahn, ein Augustiner Mönch, wußte anders was in Kontroverspredigten Sitte ist. Mit einem flammenden Gesicht betrat er die Kanzel, wählte sich den Text, Joh. v. 5. Er brachte um; welche nicht glaubten, zum Kanzelspruche, um nach selben allen Kezern die ewige Verdammung zuzudonnern. Wir wollten ein kleines Proßchen von seiner liebesförmernden Rede hersezen.

Statt des Thema warf er zwei Fragen auf.

- I. Was ist die Mutter und die Quelle der wirklichen Religionsverachtung, des Unglaubens, der Freidenkerei, und Freigeisterei? Antwort: der Protestantismus.

Beweise. 1) Aus der Geschichte im Gegensatz der jezigen Zeit gegen die Zeiten vor Luther. 2) Aus der Beschaffenheit der Religion in protestantischen Ländern.

- II. Was ist die Mutter und die Quelle der jezigen allgemeinen Unglücksfälle? Antwort: Die Religionsverachtung, Freidenkerei, der Unglaube, (als die Früchte des Protestantismus.)

Beweise. 1) Durch Beispiele von Pentapolis, Sodom und Gomorra. 2) Durch die Schrift und die Erklärung derselben von den Priestern Gottes.

Etwas von der Ausarbeitung des ersten Theils.

Wenn wir einige Jahrhunderte in unsern Gedanken zurückgehen, so finden wir, daß man damals nichts von diesen so vielen Sektereien gewußt hat, als igt. Es war Alles ein Glaube. Freilich gab es noch einige Ueberbleibsel von Willefiten, und Waldensern; aber diese konnte die geistliche Gewalt der Kirche in Schranken halten. Da aber Luther mit seiner Freidenkerei die ganze Welt bezwingen wollte, und vermessen genug war, dem Pabste und den Kardinälen öffentlich zu widersprechen; so entstanden so viele Sekten, als nicht in Egypten Insekten.

Geht in protestantische Länder, fragt da, was Religion sei? sie werden euch antworten: Ein hübsches Mädel und gut Essen und Trinken. Fragt was ist die Seele? eine Modifikation der Materie. u. s. w. Hör' ich in Gasthöfen, oder bei öffentlichen Gelagen über Religion spotten, alles

alles für Pfaffenverdichtung halten, und auf uns Mönche schimpfen, so denk' ich immer die Mutter von allem diesem ist der Protestantismus.

Seh' ich die jezigen Moden, wo das Frauenzimmer diejenigen Theile, welche die Sittsamkeit zu bedecken befehlt, ganz entblößet; so denk' ich, die Mutter davon ist der Protestantismus.

Etwas aus dem zweiten Theile.

Es tritt kein Greis auf, der sich einer so allgemeinen Ueberschwemmung erinnert; aber es tritt auch kein Greis auf, der sich einer so allgemeinen Religionsverachtung erinnert. Den Sünden folget die Strafe. Fragt ihr nur die Freidenker um die Ursache dieser allgemeinen Uebeln; so werden sie euch zur Antwort geben: es sei eine Wirkung der Natur. Aber fragt die Schrift und deren Ausleger, die Priester Gottes, sie werden euch sagen, warum. Werden euch Pentapolis, Sodoma und Gomorrha zur

Beispiel zeigen. — Fraget, fraget die Priester Gottes!

Anwendung. Ihr fragt mich nun, meine katholische Christen, wie ist nun diesen Uebeln abzuhelpen? Ich will euch kurz darauf antworten. Die Mittel sind: Aechter katholischer Glaube. Verehrung der Sakramente; Anbetung der Heiligen; Hochschätzung der P a b s t e und — der Priester=Gottes.

Dieser nämliche Kontroversist hielt 1780 zu Mühlheim eine Predigt von gleichem Schlage, worinn er den Satz ausführte: Kein Protestant könne selig werden; und verglich sie mit Räubern und Dieben. 1781 an dem nämlichen Orte predigte er eben so ungezogen über den Text: Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe. Und ließ die Predigt sogar mit Bewilligung des Bächer Censurs drucken.

Und dieser Mann, der so viele Proben abgelegt hatte, daß er in den Weinberg

berg des Herrn nicht tauge, durfte 1784. zu Adln die Kanzel besteigen, es wagen, die Herzen der Katholiken gegen ihre protestantischen Brüder, von denen sie bei der Ueberschwemmung so viele Hülfe erhielten, mit Gift und Haß zu erfüllen! —

IV.

Anekdoten.

Lohn eines Projektmachers.

Ein Rath eines gewissen Fürsten machte ein Projekt, wie die Ausgaben könnten vermindert werden. Er gab den Vorschlag jedem, der im Dienste des Fürsten stand, oder einen Gnadengehalt genoß, nach Maas seiner Besoldung 100, 50, oder auch nur 20 fl. abzugiehn; sich selbst aber, der 6000 Gulden jährlich empfing, übergiehg er. Dieser Plan wurde dem Fürsten vorgelegt. Der Fürst, ein weiser und gütiger Herr, übersah ihn, und ließ den Rath rufen. Es

ist wahr, redete er ihn an, durch seinen Vorschlag erspare ich jährlich eine große Summe; aber wo ist den sein Abzug? — Guér Durchlaucht, erwiederte der Rath mit einem Bückling, da ich dies nützliche Projekt erfunden, so dächt' ich — daß er (fiel ihm der Fürst ein) es nicht zu seinem Schaden wollte erfunden haben. Aber eben so wenig sollte er zum Nachtheile vieler Armen, die ihren Gehalt nothwendiger brauchen, als er, mir diesen Plan gemacht haben. Ich werde ihn ändern. Alle, denen er einen Abzug ansetzte, behalten ihren ganzen Gehalt, er aber wird inskünftige nur 4000 fl. haben, mit welchen er leben kann; und das zwar zur Warnung, daß man Fürsten zu ihren Gunsten keine Projekte machen soll, wenn so viele dadurch leiden.

Auferbauliches Muster der Bruderliche eines reformirten Predigers.

Bei den großen Ueberschwemmungen
des Rheins 1784, litten die Einwohner zu
Mühl-

Mühlheim besonders viel. Ein menschenfreundlicher Protestant der augsburgischen Konfession machte den Vorschlag für diese Unglücklichen zu sammeln, und das eingeschickte Geld unter die Verunglückten zu vertheilen, ohne die Frage dabei zu machen: **Wes Glaubens bist du?** Er für seinen Theil gab 100 Dthlr. Andre trugen auch reichlich dazu bei; und um die Sammlung noch mehr zu betreiben, gieng der menschenfreundliche Urheber derselben zum reformirten Prediger, bat ihn bei seiner Gemeinde dies Werk der Liebe zu unterstützen. Dieser war zur Sammlung bereitwillig, aber daß das Geld ohne Unterschied der Religion in gleichen Theilen sollte ausgetheilet werden; daß der Papist so gut, als der Israelite von dem großmüthigen Geschenke der Menschenfreunde sollte einen Nutzen haben, das wollte er nicht. Er erklärte deswegen, daß er zwar auch sammeln wollte; doch mit der Bedingung, daß jede Religionsverwandte nur dies erhalten, was von ihren Glaubensgenossen eingeschickt wird. Wollte man nun seine Unterstützung haben, so mußten ihm
die

die Unternehmer dieser Sammlung es versprechen. Der Prediger, welcher viele Beiträge aus dem Holländischen sich versprach, glaubte, daß die andern Beiträge nicht so stark sein würden, und sein Religionshaß mißgönnte den übrigen Glaubensgenossen, was sie dadurch hätten mehr bekommen können. Von Seiten der Katholiken irrte er sich auch nicht in seiner Erwartung. Für diese Unglücklichen kamen in allem nur 5 Karoline ein; hingegen betrug die Sammlung der Evangelischen über 1500 Rthlr., da der Reformirten ihre nur über 900 sich belief. Dieses Geld wurde nun zur Vertheilung an die Konsistorien eingeschickt; nicht ohne Mißvergnügen der Geber, welche eigentlich wollten, daß an ihren Wohlthaten alle ohne Unterschied der Religion sollten Antheil haben; ist aber die Katholiken, deren die meisten waren, nur 5 Karoline, die armen Juden aber gar nichts erhielten.

Leichte Art der Kinder los zu werden,
und Kinder zu bekommen. Und ein paar
Worte von uns darüber.

Kindermord ist das unnatürlichste Laster,
dessen die Menschen fähig sein können. Kin-
der von sich zu legen, ist zwar nicht ein so
scheußliches Verbrechen, aber noch immer
häßlich genug, um es zu verabscheuen. Die
Thiere verlassen ihre Junge nicht eher, als
bis diese selbst im Stand sind, für sich zu sor-
gen; und die Menschen, die auf ihre Vorzü-
ge so stolze Geschöpfe, sind unnatürlich ge-
nug, ihre Jungen, entweder zu morden,
oder von sich zu legen, unbekümmert, ob,
und von wem es aufgenommen wird? unbe-
kümmert, ob das schuldlose kleine Geschöpfe,
das gewöhnlich an finstre Orte hingeworfen
wird, nicht auf die erbärmlichste Art sein Le-
ben, das ihm diese grausame Aelteren gege-
ben haben, in ein paar Stunden, nachdem
es das Dasein erhielt, auch schon wieder ver-
liere. Nichts desto weniger aber ist dies das
leichteste Mittel der Sorgen, der Unbequem-
lichkeiten, des Aufwandes, und der übrigen
Be-

Beschwerlichkeiten, die mit der Erziehung eines Kindes erkaufte sind, auf eine gute Art los zu werden; ja man kann dadurch ein Vergnügen genießen, ohne es durch die beschwerliche Folgen, zu deren leichtere Ertragung eigentlich die Natur dies Vergnügen zwar nur geschaffen hat, zu erkaufen; und andre, denen der Himmel seinen Segen versagt hat, erhalten ihn dadurch dem Himmel zu Trotz eher als sie es vermuthen.

Und nun noch ein Wort darüber. Sein Kind, zu dessen Versorgung uns die Natur verpflichtet, von sich zu legen, kann nur in einem einzigen Falle entschuldigt werden: wenn die Armut der Aeltern so groß ist, daß sie keinesweges im Stande sind, Nahrung für sich und das unschuldige Geschöpf, dessen Pflege sie in der Arbeit verhindert, herbei zu schaffen. Nur in diesem Falle, wo das Kind, aus Mangel der Nahrung umkommen müßte, kann man diesen Schritt entschuldigen. Aber dann sollten wenigstens solche unglückliche Aeltern so viel Vorsicht brauchen, daß sie das Kind keiner Gefahr aus-

aussetzen. Wie leicht kann es geschehen, daß so ein Geschöpf, wenn es schlecht verwahret auf bloße Steine hingelegt, lange von keinem bemerkt wird, entweder vor Kälte erstarrt; oder auch, ist es an einem finstern Orte, zusammengetreten; oder von Hunden zerrissen wird. Das letzte haben wir selbst in Niedersachsen gesehen; daß ein Kind von zween englischen Doggen des Freiherrn von B * * * zerrissen, wovon jeder die Hälfte seines Raubes in das herrschaftliche Haus brachte, gefunden wurde.

Freilich läßt die Angst erwischt zu werden, und die Furcht vor der Strafe nicht zu, viel Vorsichtigkeit zu brauchen; und man ist froh, wenn man nur des Kindes, sobald als möglich, unbemerkt los wird; aber eben deswegen sollte ein Staat solchen Aeltern andere Mittel verschaffen, ihre Kinder los zu werden, ohne daß sie nöthig hätten, zu solchen gefährlichen zu schreiten.

Die Kinder der Bürger sind auch die Kinder des Staates. Können jene sie nicht ernäh-

ernähren, so ist dieser verbunden, für ihre Erhaltung zu sorgen. Freilich sind in vielen Staaten Findelhäuser, die zur Aufnahme solcher Kinder bestimmt sind; aber so lässlich, so nützlich diese sind, so sind sie doch nicht das, was sie sein sollten.

Das Vorurtheil hat eine gewisse Art von Schande auf diese für die Menschheit so wohlthätige Stiftungen an vielen Orten gelegt. Ein Kind, das aus dem Findelhause kommt, bringt einen Fleck mit aus sich, der seine Ehre verdunkelt. Selbst die Aeltern werden verachtet, werden vielen verdrüsslichen und marternden Untersuchungen ausgesetzt, ob sie es so weit bringen, daß ihr Kind angenommen werde; ja es geschieht selten, daß es, ohne etwas in das Findelhaus zu zahlen, angenommen wird. Alles dieses schreckt ab.

Jeder unvermögende Bürger sollte das Recht haben, sein Kind, kann er es nicht selbst ernähren, dem Staate zur Erhaltung zu geben. Er sollte ihm sagen können: Ich habe

habe dir einen Bürger gezeugt; da ich ihn nicht ernähren kann, so thü du es! Das Kind sollte den Namen des Vaters führen, und dieser nicht mit Schande und Verachtung für seine Mühe, einen Bürger gezeugt zu haben, belohnt werden. Man müste weder Geld, noch andere Forderungen von Zeugnissen der Armut u. d. gl. von den Aeltern verlangen; denn alles dies ist unnütz. Wenn man bedenkt, daß wirklich nur die äußerste Noth die Aeltern zwingen kann, ihr liebstes von sich zu geben; so kann man dies als das bewehrteste Zeugnis der Armut ansehen, wenn die Aeltern selbst ihre Kinder dem Staate zur Erziehung überlassen.

Von den andern Ursachen, welche oft eine Mutter zwingen, ihr Kind von sich zu legen, wollen wir schweigen; denn es sind die nämlichen, welche sie zu dem Entschlusse bringen können, ihr Kind zu morden. So lange man diese nicht legt, so lange werden auch noch immer solche unglückliche von ihren Aeltern verworfene Kinder gefunden werden.

Thenz

Theures Unterheispapier.

In Paris legte ein Amerikaner auf den Kamin für 40000 Livres Diskontokassabillers. Sein Neger machte Morgens Feuer an; und da es nicht brennen wollte, stellte er diese Papiere unter. Sein Herr erfuhr, und — gab sich selbst einen Verweis, daß er so unvorsichtig gewesen war.

V.

Don Madro y Alquevazir.

Ritter von Kalatrava.

Fortsetzung.

VII.

Wie gesagt, meine Herrn! Künste und Wissenschaften allgemein zu machen, sie allen Köpfen vom ersten Adel an bis tief zum Pöbel hinab einzutrichern, dazu muß königlicher Ernst vorhanden sein; und ihn zu erwir-

erwirken, und diesen erwirkten höchsten Willen sodann zu nützen, giebt es nur einen Weg, nur ein Spezifikum, welches, wie wir deutlich gesehen haben, in Reifröcken und Kutten reif wird. Laßt uns davon ein andermal weitläufiger sprechen: ich eile zum Minister, der mich zur Tafel bitten ließ.

Don Madro hatte es wirklich dahin gebracht, daß er an den Tafeln der Grossen, die er ehemals in allen seinen Schriften lächerlich machte, Theil nehmen durfte. Die vortreflichen Gerüchte, die der Genie der besten Köche erfand, überzeugten seine vormals nüchterne, und eigentlich davon zu reden, hungrige, Philosophie, daß es in den Küchen der Grossen guter Dinge in Menge giebt, davon sie sich vorher nichts habe träumen lassen.

Der Minister. Don Madro y Alquezarier, Ritter von Kalatrava, Sieverdienstvoller und gelehrter Herr — Wie soll ich das Vergnügen über die Ehre die meinem Hause wiederfährt, ausdrücken? —

D. Madro. Verbeugte sich tief bis zur Erde, ohne ein Wort zu reden. Nach einigen Sekunden eröfnete er den Mund und sprach: Wenn der größte Minister von Europa, den alle Höfe zitternd verehren, zu seinem demüthigsten Knecht also spricht, schweigt Madro y Alquevazir.

Der Minister. Zuviel Bescheidenheit führt zu weit vom Endzwecke; zu viel Komplimente rauben zu viel Zeit — und also davon abgebrochen, lassen sie mich die Mittel hören, Künste und Wissenschaften gemeinnützig zu machen, damit ich sie dem Könige bei der ersten Audienz vortrage.

D. Madro. Euer Excellenz erlauben mir zu sagen, daß alle Handwerker und Künstler, alle Geistlichen und königlichen Beamten bloße Manufakturisten und Tagewerker sind, die mechanisch fortarbeiten, ohne die Ursachen und Gründe, warum sie so und nicht anders arbeiten, angeben zu können.

Der Minister. Erlauben sie mir zu erwiedern, daß es hie und da in Spanien gute Köpfe giebt; und daß es dem Staate sehr gleichgültig sei, ob der Schuster die Theorie der Schumacherkunst erschöpft hat, oder nicht, wenn er übrigens nur gute Schuhe macht.

D. Matro. Eben diese Gleichgültigkeit des Staats ist's, was den ersten Keim der Wissenschaften und Künste erstift. Wenn aber auch die Vernachlässigung der Theorie, ohne welche die Praxi nie verläßlich ist, dem Staate gleichgültig ist, so darf man sie doch deshalb nicht billigen. Bis hieher werden auch Kezzer und Juden zu Madrit verbrannt, ist diese Gleichgültigkeit, welche der Staat dabei äußert auch billig?

Der Minister. Eben so wenig, als die Vergleichung der Kezzerverbrennung mit Vernachlässigung der Theorie gut geheissen werden kann. Die Unbilligkeit der erstern ist sehr einleuchtend.

D. Matro. Der letzteren nicht minder. Wir wollen das in einem Beispiel deutlicher sehen; und bleiben beim Schuhmacher. Dieser, ganz unerfahren in den Künsten und Wissenschaften macht Schuhe wie man sie zu Madrid trägt. Mit einmal erschallt der Ruf, daß die zu Kopenhagen ohne Vergleich besser sind, aber ausser Landes nicht geführt werden dürfen. Ihre Farbe, ihre Form, ihre Stempel, ihre Naht alles wird von den Gelehrten kunstmäßig und wie sich eines zum andern verhält, beschrieben. Der geschickteste Schuster von Madrid gast, und weiß diesen Vortheil nicht zu nützen. Das ganze Publikum muß die Unwissenheit des Schusters entgelten. Verstünde er, daß, wenn die Länge vom ganzen Schuh 11 Zoll ist, sich die Laschen zu derselben wie $a = b$ zu $x = d$ und die Breite der Stempel wie $x = a$ zu $n = d$ verhalten müssen; so wär er im Stande, ohne ein anderes Maas zu haben, für den Sultan in Konstantinopel Schuhe zu liefern, als ob sie ihm angegoßen wären.

Der Minister, welcher die Algebra aus dem Grunde verstand, lachte über Don Madros Unverschämtheit, ihm Dinge voll Unsinn mit einer Weisheits = Mine vorzulegen; worauf er ihn wahrscheinlich sehr bitter geantwortet haben würde, wenn nicht eben ein Hausoffizier mit der erfreulichen Nachricht: Es ist angerichtet, erschienen wäre.

Man setzte sich zu Tische. Was auf Gelehrsamkeit und Geschmak Anspruch machte, rüfte näher zu Don Madro y Alquebazir und Donna Antonia. Das Stück, welches die Komödianten den Abend zuvor gaben, eröffnete das Gespräch, sobald der erste Hunger gestillt ward. Einige Damen, die von einem guten Trauerspiele eben so wenig verstanden, als von der Fäulung der Alchimie, gaben dem Dichter ihren Beifall. Donna Antonina lächelte, und Don Madro saß auf Koh-

2 B. 3 H. 8 f len.

ten. Alle Damen der Unwissenheit und Geschmacklosigkeit zu beschuldigen, um dem Verstande der Donna Antonina Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, war mit Gefahr verbunden, und mit Schande die Verpflichtung zu ihren Urtheilen. Da er nun vollends von der schönen Donna Antonina aufgefordert wurde, seine Meinung über das Trauerspiel Absalon der Gesellschaft mitzutheilen, — fieng er an zu stottern, und schwieg in dem Augenblick ganz und gar, — da seine Augen, den Blicken der andächtigen Donna La. arilla begegneten.

Antonina. Sie schweigen Don Maddro? Sie müssen ja doch als ein Gelehrter wissen, was ein Trauerspiel zum guten Trauerspiele macht.

Der Minister. Wie sich ein schlechtes zum guten verhält! Aus der Theorie und Praxis

Praxis oben drein; denn sie haben selbst eines geschrieben, das heute aufgeführt werden wird.

Anton. Was halten sie von dem gestrigen Stücke Absolon? — Wie gefiel ihnen die Katastrophe?

Lazarilla. Wie? Ist gestern noch ein ander Stük gegeben worden außer Absolon?

Minister. Nicht doch —

Lazarilla. Sie hören's ja? — Es heißt Katastrophe. Wer hat die Katastrophe denn gespielt — Was ist das für eine Heldinn die Katastrophe? In der Bibel und in der römischen Geschichte, die ich auswendig gelernt habe, fand ich kein Frauenzimmer die Katastrophe hieß —

Die Damen theilten sich hier in Neugierige und der kleinere Theil! in Lachen verbeissende. Die Neugierigen hätten um alles in der Welt wissen mögen, was das für eine neue Heldinn ist, wovon hier Donna Antonina Erwähnung that — und Antonina, welche eben so viel Witz als Klugheit hatte, blieb, während der vernünftige Theil vor Lachen hätte zerplätzen mögen, so ruhig und gelassen, nahm eine so ernste Mine an, und war über die Lararillen Fragen so wenig verlegen, als befände sie sich in Gesellschaft des Plato selbst. Die Katastrophe, sagte sie, ist ein Stück, welches ich gelesen habe, die ich als bekannt bei Don Madro voraussetze, weil sie das besondere hat, daß sie bloß in einer Entwicklung bestehet, ohne eine Verwicklung zu enthalten. Ei, kurios! rief Lararilla, das Stück muß ich lesen. Ist es noch so neu?

Antonina. Bewahre! es ist so alt, wie die Poesie und die Redekunst; sie war da, eh man noch wußte wie sie hieß, und obwohl sie schon seit lange Katastrophe heißt, so weiß man heut noch nicht durchgehends — was sie ist. Diese Erklärung machte die Damen nur noch verwirrter, nur noch neugieriger. Sobald sie nach Hause kamen, schickten sie alle Buchläden, das Lustspiel, Drama oder Trauerspiel: Katastrophe zu holen; und nirgends war es zu haben. Wir wollen, lenkte Donna Antonina das Gespräch wieder ein, über die Katastrophe nicht den übrigen Absolon vergessen. Noch immer so stumm D. Madro.

D. Madro. Das Stück ist gut, denn es gefällt. Interessiren und gefallen sollte das erste Gesetz der Poesie sein.

Anto-

Antonina. Freilich würden die Stücke des Sophokles und Euripides zu Madrid weniger Glük als Absolon oder Samson, zu London weniger als das Wintermärchen, zu Paris weniger als Figaro und zu Wien weniger als die schöne Wienerinn machen. Armer Euripides, bedauernswerther Sophokles, wenn ihr nach diesem ersten Gesetze der Poesie solltet verurtheilt werden!

D. Madro. Ich bin überwunden. Absolon hat indessen Stellen weis grosse Gedanken.

Lazarilla. Die Vergleichenungen besonders! — „Mein Herz brennt unablässig wie der Berg Vesuv — vor Liebe!“ das ist in der That stark, denn so viel ich der Herzen kennen gelernt habe, brannte keines wie

wie der Berg Besuv. Und die Kunst des Schauspielers, wie schön er an seinem Haar hängen blieb! — Er muß wohl darinn einen Strich gehabt haben! —

Minister. Dies brachte er vermuthlich durch eine genaue Berechnung der Schwere hervor. Man setzte sich izt zu den Spieltischen. Don Madro und der Minister hatten eine Parthie mit Donna Antonina, die sich in ihrer Meinung von Don Madro betrogen fand. Es wurden die Wagen angesagt, man verlorh sich nach und nach und versammelte sich im Theater wieder. Alles war begierig das Stück des Don Madro zu sehen, alles bereit, ihm vollen Beifall zuzulatschen, sobald der Aktör, welcher die Hauptrolle spielt, mit der ersten Tyrade zu Ende kommen würde, denn alles, bis auf den vernünftigen Theil, der über-

überall sehr unbeträchtlich ist, war über-
zeugt, daß Don Mado der größte Gelehrte
und der größte Dichter auf Gottes Erdboden
sei.

Die Fortsetzung folgt.

I.

Fortsetzung von Wien.

Armenversorgung, Anhang zum letzten
Stücke des zweiten Heftes.

Mit Freuden ergreifen wir noch einmal den Faden, den wir im letzten Stücke des 2ten Heftes über die Armenversorgung so geschwind abgerissen haben. Der Beitrag eines würdigen Menschenfreundes setzt uns in Stand, mit mehrerer Zuverlässigkeit einige Klagen des Publikums zu widerlegen, auf die wir damals nicht anders, als mit Stillschweigen antworten konnten.

2 B. 3 H.

Gg

Zwar

Zwar haben wir nie geglaubt, daß diese Klagen der wider alle Neuerungen aufgebracht Wiener gegründet sein; auch haben wir sie nicht deswegen angeführt, um dem Institute, von dessen Nützlichkeit wir nur zu sehr überzeugt sind, zu nahe zu treten; sondern um diejenigen, deren Vorsorge dieses menschenfreundliche Institut anvertrauet ist, von dem was wider sie, und ihre Einrichtungen im Publikum gesprochen wird, zu unterrichten, um uns dadurch von irgend einem Menschenfreunde, dessen Kenntnisse in dieser Sache gegründeter, als die unsrigen sind, einige Belehrungen darüber zu verschaffen, die uns in den Stand setzen könnten, bestimmter auf manches zu antworten. Unser Wunsch wurde erfüllt. Wir erhielten einen Beitrag, der uns manches aufschließt, was uns bisher dunkel war, und für dessen Richtigkeit der Uebersender bürget. Wir staten ihm auch hier öffentlich unsern warmsten Dank dafür ab.

Daß ohngeachtet des Institutes das Betteln noch nicht ganz aufgehoben ist, kann
selben

selben nicht zur Last gelegt werden. Die Pflicht des Instituts ist bloß das Almosen in den möglichst ansehnlichen Summen einzubringen, und es gewissenhaft zu vertheilen; aber nicht das Betteln zu verhindern. Daß es in Ansehung des Einbringen und Vertheilen des Almosens seine Pflicht vollkommen erfüllet, wird keiner leugnen können, wenn er nicht, besonders was das letztere betrifft, als ein unverschämter Verleumder sich selbst brandmarken will; denn wir zweifeln, ob einer mit gültige Beweisen seine Beschuldigung belegen kann. Das Betteln zu verwehren ist also nicht die Sache des Instituts, sondern der Polizei; und warum diese es nicht dahin bringen kann? darauf wollen wir später antworten.

Die Ursache, warum vielen ihre Almosenporzionen gänzlich abgenommen, bei vielen aber herabgesetzt worden, welches die Vermuthung im Publikum veranlaßet hat, daß die Beiträge nicht mehr so ergiebig, und die Kassa sich täglich vermindere, und des-

wegen dieses Institut ganz aufhören werde, liegt nicht in der wirklichen Verminderung der Beiträge und der Armenkassa, sondern darin, daß die Armenkassa von Monat zu Monat einige tausend Gulden Vorschuß geben hat müssen, um den Defizienten zu decken. Dieser zeigte sich gleich anfangs und kann nur durch einen ergiebigen Fond ersetzt werden. Da aber kein Fond gleich zu finden, da die Armenkassa außer Stand war, diesen Vorschuß in die Länge zu geben, und da die für das Institut gewidmete Hälfte der Bruderschaftsgelder noch nicht übergeben ist; so bleibt nichts anders übrig, als zu Folge der höchsten Entschliessung, das Almosen in dem Maaße, in dem es einkömmt, zu vertheilen. Es ist also nicht völlige Abnehmung der Beiträge, oder gänzliche Verminderung der Kassa; sondern nur Vorsicht, um die Kassa stets zu decken, welche die Verminderung des Almosens heischte. Da das Institut keine andere Unterstützung hat, als die Wohlthätigkeit des Publikums; so hängt dessen Sparsamkeit, oder Freigebigkeit in Austheilung des Almosens

mosens bloß von der Menschenliebe der Einwohner ab. — Möchten doch diese durch verstärkte Beiträge das Institut in den Stand setzen, die Almosen, statt sie verringern zu müssen, vermehren zu können!

Wir haben gesagt: daß man sich beklage; jene, welche das Almosen verdienen, erhalten nichts, andere hingegen, die in Saloppen und Reifröcken einhergehen, bekommen sechsmal so viel, als ein anderer. Daß diese Klage im Publikum wirklich herumgehe, wird keiner zweifeln, der einigermaßen ein aufmerksamer Beobachter der Gespräche besonders an öffentlichen Orten ist; und Briefe, die uns deswegen eingeschickt wurden, machten, daß wir unser Urtheil zurück hielten, und bloß mit einem: wir wissen nicht, ob die Klage gegründet sei? darauf antworteten. Wir selbst zwar gaben ihr keinen Glauben; wollten aber auch nicht öffentlich sie für Lüge erklären, weil wir keine hinlänglichen Beweise dagegen hatten. Aber nun können wir öffentlich sagen, daß diese Klage falsch und ungegründet sei.

Man

Man kann aus den Armenbeschreibungen in den Pfarrbezirken, aus den Rechnungsblättern des Instituts (die Worte des Übersenders des Beitrags, dem wir allen Glauben beimesen) jeden überzeugen, daß von den Institutsgeldern keiner, er mag sein, wer er immer wolle, mehr als die ganze Porzion: täglich acht kr. empfangen habe. Was zu dieser Klage Anlaß gegeben haben mag, ist, daß ein und andere ansehnliche Arme aus den Hofalmosen aus dem Elisabethinischen Konvertiten, aus dem italienischen und niederländischen Almosenfond 150. 200 auch 300 fl. jährlich genießten; aber alle diese Fonds stehen mit dem Armeninstitute in keiner Verbindung. Sie empfangen solche nicht von dem Institute, sondern von der Armenkassa selbst. Das Hofalmosen und der Konvertitenfond ist erst unlängst mit dem Institute vereinigt worden, und nun werden auch diese institutenmäßig behandelt werden. Ubrigens sind Saloppen und Reifröcke eben so wenig ein Zeichen des gemächlichen Auskommens, als Lumpen die Zeichen der wahren Dürftigkeit.

Der

Der mit zersezten Kleidern bedekte Bettler lebt oft bequemer, hat oft mehr im Vermögen, als der gut gekleidete; da dieser sich deswegen reinlich kleidet, um den Zutritt in wohlthätige Häuser zu erhalten.

Der Kassarest, den man für Ersparung ansieht, ist nichts weniger, als wirkliche Ersparung. Er ist Bedeckung des künftigen Monats, aber nicht Ueberschuß der eingesammelten Gelder.

Wie sehr fallen also alle Klagen, die man gegen ein Institut, das der Menschheit Ehre, dem Elenden Trost und Erleichterung, dem Staate Sicherheit und Ruhe verschaffet, anbringeret! Nur über eine einzige Klage haben wir noch einige Anmerkungen zu machen, wie wohl dieselbe Herr Einsender eines Briefes gänzlich als widerlegt annimmt.

Wir sagten S. 291. Man beklage sich, daß man izt für die Unterbringung der kranken Dienstboten in das Krankenhaus zahlen müsse; daß daher viele das Geld, welches
sie

sie in die Armenbüchse gaben, zurück halten, es zusammenlegen, um ihre Dienstboten, wenn sie erkranken, verpflegen zu lassen. Wenn, schreibt der Herr Uebersender, für die Verpflegung aller Dienstboten gezahlt werden müßte; so wäre diese Klage begründet. Da aber nur die vermöglicheren Diensthalter dazu verbunden sind, die Dienstboten der armen hingegen unentgeltlich, wie ehe- dem, aufgenommen werden; so wäre es Lieblosigkeit, ja Unmenschlichkeit von den vermögenden Diensthaltern, wenn sie darüber klagen wollten. Von dieser Seite die Klage betrachtet geben wir dem Hrn. Einsender ganz recht. Lieblosigkeit ist es, wenn reiche Diensthalter sich weigern, für ihre Dienstboten, die ihre Kräfte in ihren Diensten erschöpft, ihre Gesundheit in selben verloren haben, den geringen Betrag für die Verpflegung im Krankenhause zu zahlen, und Unbilligkeit, wenn sie fordern, daß der Staat diese Last der Verpflegung tragen soll; da sie doch die Kräfte und die Gesundheit der Dienstboten genützt haben. Aber wenn man bedenkt, daß es just die vermögenden Dienst-

Diensthalter sind, von denen man die meisten Beiträge zum Armeninstitute erwarten kann, und daß just viele derselben wirklich diese Klagen führen; daß viele derselben wirklich ihre Beiträge entweder vermindert, oder völlig zurückgehalten haben; so wird man finden, nicht daß ihre Klage billig und gegründet sei; sondern daß die Ursache, die sie veranlasset, in der Folge dem Institute nachtheilig sein könne. Es werden immer mehrere und mehrere diese Klage führen, sobald sie einen kranken Diensthöten haben, für dessen Verpflegung sie zahlen werden müssen; und so werden die Beiträge zum Institute sich mit der Zeit — welches zwar kein Edelgesinnter für das Wohl seiner Mitmenschen gutdenkender wünschen kann — sehr vermindern.

Und wie, wenn man auch den unbegüterten einige Schwierigkeiten — wir setzen nur den Fall — bei der Aufnahme ihrer Diensthöten in das Krankenhaus machen sollte? Wenn man von ihnen erst eine Menge Zeugnisse ihres Unvermögens u. d. gl.
for=

forderte, und diese, deren Unvermögen vielleicht noch nicht so allgemein bekannt ist, sich nicht gerne bloß gäben, und doch den Betrag für die Verpflegung nicht zahlen könnten? Würden Sie nicht auch ihre Klage mit den vermögenderen Diensthaltern vereinigen, und ihren kleinen Beitrag, den sie izt dem Institute geben, zurükhalten? —

Freilich läßt sich so was nicht leicht vermuthen. Freilich kann man sich leicht überzeugen, daß man ohne viele Umstände arme Kranke aufnimmt, wenn man die Zahl der Kranken vom 16ten August 1784. bis 16ten Hornung 1785. überschlägt. Sie war 4218. und aus diesen wurden 3160. Personen unentgeltlich angenommen und nur 1058. haben gezahlt. Freilich kann man leicht auf die Bereitwilligkeit schließen, mit der man geneigt ist, arme Kranke zu verpflegen, wenn man bedenkt, daß noch ausser dem Krankenhause für 16659. die Arzneien unentgeltlich verordnet und abgerechnet wurden; aber man weiß auch, wie sehr man gegen alle Neuerungen eingenommen

men ist, und wie nöthig daher es sei, alles zu vermeiden, was nur vermindgend ist, den von vorgefaßten Meinung Geneblendeten einen Scheingrund zur begründeten Klage zu geben. Krankenhäuser waren der Ort, wo das christliche Mitleid unentgeltlich erlangt werden konnte; man hört, daß igt die Reichen, wie billig darin zahlen müssen, und nun glaubt man, daß es im Allgemeinen erkaufte werden müsse; ein solcher Gedanke nimmt dawider ein, und schlägt auch andere Neuerungen, wenn sie gleich zum allgemeinen Besten der Menschheit errichtet sind.

II.

Predigtenkritik.

Es ist billig, daß wir unsern Lesern auch etwas von einer Fastenpredigt sagen. Wir wollen den Hrn. Fastenprediger bei St. Michael, den wir den 1ten März gehört haben, anführen. Er sprach über Lukas (der
Pr.

Pr. sagte Matthäus am 27. 28.) am 23.
28. 29.

Sollen wir uns nicht verwundern, meine Christen, sagte der Pr. im Eingange, daß Christus den Weibern, welche über ihn weinen, dieses Zeichen ihrer Liebe gegen ihn, welches ihn vielmehr hätte erfreuen sollen, verwies, und ihnen befahl, nicht über ihn, sondern über sich selbst und ihre Kinder zu weinen. Aber betrügen wir uns nicht, meine Lieben! Christus suchte diese beträubte Weiber zu trösten; und so will auch ich heute versuchen, jenen furchtsamen und zu gewissenhaften Christen, deren es zwar (der Pr. führte es sehr richtig an) in unsern Tagen nicht viele giebt, einen Trost einzusprechen, und ihnen ihre ängstlichen Gewissenskrupeln zu benehmen. Der Pr. sprach sehr vieles von dem qualvollen Zustande, in dem sich solche Christen befinden, von ihren Nengsten und Peinen, wie sehr sie ihm an Herzen liegen, und welchen Nutzen selbst diejenigen, die keine so furchtsame Christen sind, aus dieser Predigt

digst schöpfen können. Es war aber alles so allerliebste untereinander geworfen, daß wir ohngeachtet unsers so ziemlich guten Gedächtnisses nicht im Stande sind, etwas davon zu sagen, ohne ihm, oder der Wahrheit Unrecht zu thun. Nach diesem verwirrten Eingang schritt der Pr. zur Eintheilung. Er wollte im ersten Theile beweisen, daß diejenigen, welche sich nach ihren Kräften bemühen, die Gebote Gottes zu erfüllen, nicht Ursache hätten, ihres gegenwärtigen Zustandes wegen etwas zu fürchten; und im zweenten Theile, daß sie eben so wenig des zukünftigen wegen in Angsten sein dürfen.

Er begann den ersten Theil mit einer Beschreibung, wie schrecklich der Zustand solcher allzufurchtsamen Christen sei, die von unnützen Gewissensunruhen herumgetrieben werden. Nach dieser Schilderung der Angsten und Qualen beantwortete er die Einwürfe, die solche Christen zur Rechtfertigung ihrer Furcht und Unruhe machen. Sie sagen: wer weiß, ob er der Liebe, oder
des

des Hasses würdig ist? „Wie können also wir versichert sein, ob wir der Liebe, oder des Hasses Gottes würdig sind, und wie können wir entscheiden, ob das, was wir thun, Sünde, oder nicht sei, und wenn wir dies nicht wissen, wie können wir gehörig beichten? Dieses beantwortete der Pr. indem er sie auf das Zeugnis ihres Gewissens verwies, und ihnen anrieth, nach jeder That auf dessen Stimme zu hören. Der Prediger brachte da eine Abhandlung über das Gewissen hervor, die wir recht sehr bedauern — nicht begriffen, und deswegen auch vergessen zu haben. Was das Beichten betrifft, so verlange Gott nichts mehr, als was in den Kräften des Menschen ist. Er sprach noch so manches darüber, um seinen Zuhörern zu beweisen, daß sie nicht nöthig haben, des gegenwärtigen Zustandes wegen furchtsam zu sein. Wir könnten einige Bogen damit anfüllen. Doch wir wissen, daß die Leser uns die weitem Aufzählung verzeihen, und uns vielmehr danken werden, wenn wir so kurz als möglich diese

Predigt

Predigt zu Gunsten ihrer Gedult übergehen werden.

Allein auch des Zukünftigen wegen haben sie nichts zu fürchten. Freilich sagen Sie: „können wir wissen, ob wir nicht eine schwere Sünde begehen, und also ewig verdammt werden können? Haben wir nicht Beispiele genug davon gehört, und in Büchern gelesen, daß die frommsten Christen auf dem Sterbebette schwer gesündigt, und deswegen ewig verdammt wurden?“ Auf diese Einwürfe antwortete der Pr. Es sei nicht wahrscheinlich, daß ein Mensch, der sich stets bemüht, das Laster zu fliehen, so leicht fallen könne. Und was die Beispiele betrifft, die sie entweder gehört, oder gelesen, so halte er sich berechtigt zu sagen, daß es nichts als Fabeln und Lügen sind. Man müsse Gott nicht für einen Tyrannen halten, der einen Wohlgefallen daran hätte, die Menschen unglücklich zu machen. Auch könne der Mensch auf dem Sterbebette nicht mehr so leicht sündigen. Der Pr. wollte hier philosophiren, man bemerkte es ihm aber

aber an, daß Philosophie nicht so sehr seine Sache sei. *) Er verrieth, daß seine Begriffe von der Seele nicht einmal richtig sind. Er ließ zu, daß ein solches Beispiel möglich sei; aber eben so selten, als die Belehrung des Schwärzers in der Stunde des Todes nach dem Zeugnisse des heiligen Augustinus. Seine übrigen Beweise übergehen wir so, wie seinen Schluß, weil wir glauben, daß unsere Leser aus dem, was wir angeführt haben, hinlänglich von der ganzen Predigt werden urtheilen können.

Und unser Urtheil? — Ja, das ist eben die Kunst, daß wir über die Herrn Prediger bei St. Michael nichts zu sagen wissen.
Bei

*) Wir hätten dem Pr. gerathen, die Schrift: Religion und Priester II. Band, 13. Stük S. 264. bis 173. nachzusehen, er würde da einige Gedanken gefunden haben, die ihm hätten nützen können, zu beweisen, daß der Mensch auf dem Todtbette gar nicht mehr sündigen könne.

Bei ihren Predigten ist die Kritik stumm.
— Denn — wer kann von einem Berge
ein kleines Sandkörnchen bemerken? Aber
doch etwas müssen wir sagen. Es gefiel
uns an dem Pr., daß er einigermaßen Vor-
urtheile zu zerstreuen sich bemühte: als von
den grossen Versuchungen am Sterbebette;
daß er solche Bücher, und die darinn ent-
haltene schreckliche Beispiele für Lügen und
Mährchen erklärte. Wir hätten ihm noch
mehreren Beifall gegeben, wenn er offen-
herzig genug gewesen wäre, frei zu gesteh-
en, daß diese und andere Lügen meistens
theils von Mönchen erdichtet wurden; —
aber das wäre zu viel gefordert. An seiner
Predigt ist freilich vieles, sehr vieles zu tadeln.
Kein Zusammenhang, keine richtigen Ge-
danken, nicht einmal richtige Ausdrücke.
Aber vielleicht giebt sich das noch mit der
Zeit, wenn der Prediger sich gute Muster
wählt, nach denen er sich bildet, wenn er
Eifer, Fleiß und Mühe verwender, und be-
sonders sich mit der Philosophie ein bischen
bekannter macht.

III.

A n e k d o t e n.

Sonderbarer Einfall eines Kalifen zu strafen.

Der Kalife Mostanser sah aus dem Fenster seines Pallastes viele alte Kleider auf den Terrassen der benachbarten Häuser ausgebreitet, welche für sein Aug eben kein angenehmer Gegenstand waren. Was soll diese eckelhafte Ausframung der zerrissenen Lumpen? fragte er einen jungen Hofmann. Beherrscher der Gläubigen, erwiderte dieser, es sind die schönen Kleidungsstücke der Einwohner dieses Viertels. Nachdem sie selbe lange genug vergebens gewaschen haben, legen sie sie an die Sonne, damit sie bis auf das Beiramfest, an welchem sie sich damit schmücken wollen, trocken werden. Sie verdienen, daß man ihnen solche mit Roth besprizzen ließe, zur Strafe, daß sie solche vor deinen Blicken ausgeframmt haben. — Laß mich machen, sagte der Kalife,
ich

ich will ihnen einen lustigen Streich spielen. Alsobald ließ er sich einige hundert goldene Kugeln und eine Windbüchse bringen, und vergnügte sich, diese Kleider damit zu durchlöchern. Da er seine Kugeln verschossen hatte, sagte er lächelnd: So muß man diese Leute, welche ihre Armut meinen Blicken darstellten, strafen. Sie werden sich izt alle auf das Weiramsfest neue Kleider schiffen können, und dieser Scherz wird ihnen eben so viel Vergnügen machen, als mir. Wenn meine Unterthanen sagen, daß der Kalife gerne nekt, so sollen sie doch nicht sagen können, daß seine Neffereien irgend jemanden schaden.

Schöner Charakterzug.

Als eben dieser Kalife Besitz vom Throne nahm, führte ihn ein alter Wasir in einen Keller seines Pallastes, und zeigte ihm ein verborgenes Behältnis, das mit Gold ganz angefüllt war. Welcher Reichthum, rief der erstaunte Kalife voll Freuden aus, und

welche Gelegenheit Gutes zu thun! Wie viele rechtschaffene Leute werden hier Belohnung für ihre Dienste, wie viele Arme Hülfe in ihrem Elende finden! O Himmel! laß mich diesen Schatz, den du mir anvertrauet hast, gut verwenden; und laß mich so lange leben, um ihn auszuleeren! Der Kalife sah, daß sein alter ehrwürdiger Begleiter bei diesen Worten äußerst bewegt war. Er fragte ihn um die Ursache. — Ich denke, erwiderte der Greis, wie sehr der Wunsch von dem Wunsche deines Großvaters Nasser unterschieden sei. Als mich dieser einst in den Keller führte, mir den Schatz zeigte, und sah, daß noch hie und da Lücken waren, seufzte er, und bat: Wollte der Himmel mir das Leben so lang fristen, bis ich bis auf den Grund den Keller mit Gold angefüllet habe! Aber dafür wird er nun auch die Strafe icht fühlen, du hingegen wirst hier schon von deinem Volke geliebt, und einst im Paradiese für deine Wohlthaten belohnt werden.

Aufmunterung zu edlen Handlungen.

Wasi von Vauchelles, ein Einwohner von Camous nahe bei Amiens, rettete mit Gefahr seines Lebens dasjenige von vier Menschen, die sich in einem Fahrzeuge, das den 26. September 1784. auf dem Flusse Moreuil untersank, noch mit einem fünften, der umkam, befanden. Diese Proben von Muth und Menschlichkeit zu belohnen bewilligte der General-Kontroleur in Frankreich auf Ansuchen des Herrn Grafen von Agay, Intendanten der Pikkardie, diesem menschenfreundlichen Wasi von Vauchelles 180 Livres zum Geschenke, und zugleich erlies er ihm alle Reste, die er noch von den Auflagen abzuführen schuldig war. Das Geschenk und die Entlassung seiner Steuerresten werden ihm durch den Pfarrer seines Sprengels in einer allgemeinen Versammlung der Einwohner überreicht werden, zum Beweis, daß Menschenliebe ohne das süße Vergnügen, welches sie der Seele verschafft, auch noch von Menschen belohnt zu werden verdiene, und zur Aufmunterung, dem edlen

edlen Beispiele dieses Rechtschaffenen nachzufolgen.

Der Leidige, oder der Santon Bazarlu.

Der Santon Bazarlu lebte in einer Wüste im grossen Rufe der Heiligkeit. An seinen Fasttagen aß er nichts mehr, als eine Weinbeere bei Sonnenuntergange. Dieses, und noch vielmehr seine Rechtschaffenheit, sein Mitleid und sein gütiges, wohlthätiges Betragen gegen Elende, die er nicht nur allein zu trösten suchte, sondern denen er auch seine einsame Hütte zum Bohnplaz anbot, und ihnen sein Bißchen Vorrath mit dem besten Herzen gab, erwarb ihm die Liebe und Achtung aller Menschen. Die Unglücklichen suchten Trost in ihren Leiden bei ihm, und sie fühlten ihr Herz fröhlicher, wenn sie das Angesicht dieses heiligen Mannes sahen. Einst kam zu dem Santon ein Mann, gelb, eingefallen, mit tiefen Augen, und finstern Runzeln auf der

der Stirne. „Heiliger Vater, redete er ihn an, ich bin der Unglücklichste unter den Menschen. Ich bitte dich, versuche es, wenn du kannst, mich zu trösten; aber ich zweifle, ob es dir gelingen wird? Daß ich arm, elend, verachtet, von aller Welt bin, schmerzt mich nicht so sehr, als daß mein Bruder glücklich ist. Ich bin arm, mir hat Gott alle Glücksgüter versagt, und ihm hat er sie reichlich zu getheilt; Er ist tugendhaft, und wird deswegen von allen geehrt, und geliebt, ich aber werde verachtet, weil ich diese wie die Welt sagt, liebenswürdige Eigenschaften nicht habe, die er besitzt. Sieh, heiliger Vater, dies fränkt mich. Wäre mein Bruder arm, wäre er verachtet, wie ich; ich würde glücklich sein. Und nun ertheile mir, wenn du kannst, einigen Trost. Zum erstenmale sprach im zornigen Tone der Santon, der sonst nur liebevoll gegen Unglückliche war. „Gehe, Ungeheuer, so sagte er ihm mit der Würde eines Heiligen, der du wünschest, daß Gott geizig, und die Tugend zum Laster werden solle. Für dich hat die Erde keinen Trost, nur die Hölle kann

kann ihn dir geben; und auch da wirst du ihn nicht finden; denn der neidisch auf das Glück seines Bruders ist, wird niemals Ruhe im Herzen haben, und so nie glücklich sein.

IV.

Don Madro y Maquebazir.

Ritter von Kalatrava.

B e s c h l u ß.

Nothwendig mußte das Stück des Ritters alle Madriter interessiren, entzücken, und erbauen: denn der Stof desselben war der Bibel entlehnt; seine Behandlung mit Sentenzen durchgespißt, und was der auffallendste Beweis des einzigen Originalgenies in der Welt abgeben konnte, war — in eine allgemein bekannte Geschichte sovieler Ueberraschung zu bringen, daß dem Publikum keine Zeit zur Erholung und zum kritischen

tischen Nachdenken vergönnt wurde. Unsere Verwegenheit wäre nicht zu entschuldigen, und schläferete unsere Leser vielleicht gar ein, wenn wir uns in eine Zergliederung dieses Stücks einliessen, und seine Schönheiten durch philosophische Reflexionen à la Home herausheben wollten. Wir begnügen uns, zu sagen, daß Samuels II. Buch 13 Kapit. der Inhalt des Trauerspiels gewesen sey. Die Zärtlichkeit der Prinzessin Thamar, die in einem Reifroße auf dem Theater Falken gebakken hat, die Raserei des Prinzen Amnon, womit er in seine Schwester verliebt war, der Kampf der Prinzessin Thamar welcher es nicht gleichgültig war, sich von dem Herrn Bruder mit so vieler Wut geliebt zu wissen; ihre Anhänglichkeit an Tugend und gottselige Frömmigkeit, und dann die schäumende Rache des Prinzen Absolon, der seinem Bruder den Tod drohte, waren die wichtigsten Szenen, und erpreßten heftige Thränen. Alles war nun ungeduldig den Ausgang zu wissen, alles maulgaste das prächtige Soupee an, welches Absolon veranstaltete, um in Gegenwart seiner Geschwister

den

den Herrn Amnon abzuschlachten. Endlich kam's zu dem blutigen Austritt. Absolon rückte Amnon in einem lebhaften Bilde die Blutschande vor, und schon erhob die Leibgarde Absolons die Säbel, Amnon nieder zu hauen, als man von der Gasse herauf Klingeln hörte. Es war ein Beichtvater, der einen Kranken zu besuchen hatte. Eodgleich warfen sich Absolon, Amnon, Thamar und die alttestamentalische Leibgarde auf die Kniee, und klopfen auf ihre Brust. Hierauf, da das Geklingel nicht mehr gehört wurde, nahmen sie ihre vorigen Posen an, und Amnon wurde niedergesäbelt. Es ist wohl ein Glück für Amnon, rief eine alte Dame, es war Laxarilla, welche das Stük ganz hingerissen hat, es ist wohl ein Glück für den armen Amnon, daß er noch Zeit gewann, Reu und Leid zu erwecken.

Eine der vorzüglichsten Szenen war folgende. Die mißhandelte Prinzessin Thamar, von ihren Bruder Amnon zur Thür hinausgeworfen, stürzte mit zerrauften Haaren auf das Theater; sie hielt einen buntschel-

ten

ten Noß in der Hand, welchen sie zerreißen wollte. Dazu trat ein alter grauer Mann gekrönt und mit einer Harfe in der Hand. Dies war ihr königlicher Vater David. Er erschrak über das zerstörte Gesicht seiner Prinzessin Tochter, und suchte die Ursache ihrer Betrübniß zu erforschen. Allein Thamar zitterte und schwieg. Um sie zu besänftigen, denn er hielt es für böse Laune, was in ihrer Brust tobte, sang er ihr einige Lieder vor, die theils Assap sein Hofdichter theils er selbst verfertigte. Das ganze Publikum schrie, Hora! und der alte König mußte seinen Gesang wiederholen; wiederholen Thamar ihre Verzweiflung ausdrückende Pantomime, denn der Inhalt dieses Sanges war nichts anders, als, daß ein Mädchen nie zu trauern Ursach habe, als wenn sie ihre Ehre verliere. Zweimal, weil Hora gepoltert wurde, mußte Thamar in Ohnmacht bei der letzten Strophe fallen; und nun wußte David — wie viel es geschlagen hat. Was war zu thun? Sein Haar zu zerraffen, war das geringste, was er thun konnte; während der Zeit zerriß Thamar

mar den bunten Roß und nun erschien Absolon, — das zu sehen, die Ursache davon zu erfahren, mit den Fäßen zu stampfen, sich wider die Stirne zu schlagen, war eins. Da gabs nun Verwünschungen, Zähnkneischen, — daß dem Publikum die Haare zu Berge stunden.

Wer sollte nun glauben, daß dieses Meisterstück von einem Trauerspiel, welches alle Logen und Parterre entzückte, den Autor um allen seinen Ruhm bringen würde? Es erschien eine Kritik darüber, welche aus der Tragödie eine förmliche Frazze machte. Er gewann die Lacher auf seine Seite, folglich ganz Madrid. Zuerst ward die in Spanien herrschende Gewohnheit, die Stoffe zu den meisten Dramen aus der Bibel zu nehmen, lächerlich gemacht; dann gieng es auf die Behandlung des biblischen Stoffes los, der ganz seine Würde durch das modernisiren verliere. Denn das unaufhörliche Prinz, Prinzessin, gnädiges Fräulein in einem Stücke zu hören, wo lauter alt jüdische Hoheiten zum Vorschein kommen, sei zu auffal-

auffallend und lächerlich, als daß es Don Madro sollte rechtfertigen können. Von diesem Trauerspiel machte die Kritik einen Ausfall auf seine übrigen Schriften. Sie wurden zergliedert, und ihre Seichtheit erwiesen. Das Publikum wurde nun überzeugt, daß Don Madro eben so wenig ein dichterisches Talent, als wahre Gelehrsamkeit besitze.

Die Folgen davon waren: man dregte sich nicht mehr zu ihm; ein Gelehrter blieb nach dem andern aus; sie forderten ihr Honorar zurück, die Einladung grosser Herrn kam seltener; die Hofstaat gieng auseinander, die Pferde, welche mit keinem Makulatur konnten gefüttert werden, bezahlten den Hauszins; die eingelaufenen Schulden aus allen Welttheilen, die sich mit der Münze litterarischer und philosophisch-reformirter Verdienste durchaus nicht wollten tilgen lassen, setzten den Ritter in böse Laune, und würden ihn vielleicht in den Thurm befördert haben, wenn der Grosinquisitor, welcher gegen alle Gewohnheit der Grosin-

quisi-

quisitor sehr großmüthig und edel dachte, den armen Reformator nicht mit baarem Geld unterstützt, und Anweisungen auf Herrschaften und Schlösser in der Lust von ihm angenommen hätte. Besser als Gold war aber der Rath, den ihm der weise Inquisitor ertheilte. „Suchen Sie die Aufklärung sagte er, nie mit Sturm und Gewalt zu befördern: sie fängt und reißt weit langsamer, als sich Vorurtheile bei einer sonst ganz vernünftigen Nation verbreiten. Es ist möglich, daß die zwote Generation eines wenn sichs so denken läßt, aufgeklärten Volkes, schon ganz dumm werden kann; — aber ein dummes Volk wird in der 5oten Generation kaum wieder so klug, als es ehemals gewesen ist. Bemühen Sie sich Freund zu haben, und zu erhalten; seyn sie gegen niemand hinterlistig; schränken Sie sich in ihrem Hauswesen ein; und vergehren sie weniger als sie verdienen; bleiben Sie mir gewogen, und ich geb ihnen mein Wort, daß ich sie meiner Forderung wegen nie quälen werde. Soviel von dem Ritter von Kalatrava, der in der Welt eine Farce spielt,

spielt, die nicht mehr werth ist, als die Kuren des thiermagnetischen Mesmers, auch bei weiten soviel Ansehen nicht macht.

V.

L i t t e r a t u r.

Unter den verschiedenen Ankündigungen, welche der Wienerzeitung beigelegt wurden, zeichnete sich am besten die des H. J. Knoblochs aus, der eine Bibliothek der vorzüglichsten Schriften aus der Thierarznei auf Subskription den Bogen für 1 Kreuzer alle Monat 30 Bogen liefern will. Dieses Unternehmen verdient Lob und Unterstützung besonders, da man sicher darauf zu rechnen hat, daß der D. Knobloch mit Kritik wählen wird, und auf der andern Seite es doch wahrhaftig nicht zu leugnen ist, daß das Publikum an verschiedenn Orten durch die Quacksalbereien unwissender Schmiede oder alter Weiber um ihre Pferde und sonstiges Vieh gebracht

gebracht wurde, deren Erhaltung vielleicht noch möglich gewesen wäre, wenn sie ehe-
dem mehrere Patrioten entschlossen hätten,
diesen Theil der Arznei gemeinnützig zu ma-
chen. H. D. Knoblochs Gedanke eine prak-
tische Kenntniß dieser nützlichen Wissenschaft
zu verbreiten, ist daher gut, und schlägt in
Zukunft bei den Wirthen und Gutbesitzern
alle Entschuldigung einer unüberwindlichen
Unwissenheit in diesem Fache nieder, womit
man sich sonst bei seinem grossen Schaden
selbst zu beruhigen suchte. Zu Wien sub-
skribirt man auf dieses Werk in der Univer-
sitäts Buchdruckerei im Jakoberhof Nr. 837.

I.

Fortsetzung von Wien.

Armenhäuser und Mittel, das Betteln
der Müßiggänger zu verhindern.

In einer Stadt, wo Wohnung, Holz, Lebensmittel in so theurem Preise sind, als in Wien, ist es fast unmöglich, daß der Arme, wenn er auch die ganze Porzion pr. 8 kr. hat, ist er unvermögend sich sonst was zu verdienen, leben könne. Man mache einen Ueberschlag, und man wird finden, daß er ohngeachtet des Almofens noch zum Betteln gezwungen ist.

2 B. 3 H.

Ti

Neh=

Nehmen wir an, daß der Arme für den Wohnzinn nur 15 fl. jährlich (und um diesen Preis ist fast innerhalb der Linie nicht einmal eine Bodenkammer) zahlen müsse, er braucht, noch so sparsam das Holz gerechnet, jährlich zum Kochen und Heizen, wenigsten vier Klafter, macht einen Stoß zu 9. den andern zu 18 fl. gerechnet, 27 fl., also auf Zins und Holz 42 fl. Sein Almosen beträgt das Jahr hindurch 48 fl. 40 kr. bleiben ihm 6 fl. 40 kr., von diesen soll er sich Kost und Kleidung schaffen.

Sicher ist es also, daß die ganze Portion noch nicht hinreichend ist, den Armen für Mangel zu schützen, und ihm das Betteln entbehrlich zu machen. Es ist aber auch sicher, daß nicht nur 8 kr. sondern 6 hinlänglich sind, ihn mit allem Nothdürftigen zu versehen. Dies scheint ein Widerspruch; ein Sein und Nichtsein; und doch ist nichts wahrer, nichts einleuchtender, als dies.

Wenn der Arme für Wohnung, für Heizung, Kost und Kleidung selbst sorgen muß, so sind die acht Kreuzer nicht hinreichend für ihn, aus Ursachen, die wir eben angeführt haben. Nimmt aber der Staat die Versorgung auf sich, so sind 6 kr. hinlänglich für seinen Unterhalt. Wie, wo kann der Staat die Versorgung der Armen auf sich nehmen? In den Armenhäusern. Freilich ist in solchen Staaten, wo keine Armenhäuser noch existiren, ihre Errichtung vielen Schwierigkeiten unterworfen. Will man neue erbauen, so fordert ihr Bau Summen, die theils sehr hart aufgebracht werden, und deren Zinsen zur Erhaltung vieler Armen verwendet werden können. Wo aber schon Armenhäuser wirklich sind, wo ihre Errichtung keine Unkosten fordert, ist ihre Erhaltung gewiß weniger Schwierigkeiten unterworfen, ist von größerem Nutzen, als die Aufhebung derselben.

Man berechne den Vortheil, den die Armen in solchen Häusern haben: Freie Wohnung, und gemeinschaftliches Leben.

Wenn zehn in einem Zimmer sind, und so viel können immer sein; so brauchen sie höchstens des Jahrs 20 Klafter Holz, folglich um eine halbe weniger, als er für sich allein bedarf. Nun essen sie gemeinschaftlich. Wenn jeder 3 kr. täglich Kostgeld giebt, und 2 kr. täglich auf Holz, so behält er noch 3 kr. zu seinem übrigen Gebrauche; er kann also leben, so leben, daß er alle seine nothwendigen Bedürfnisse zu befriedigen im Stande ist.

Besser wäre es noch, wenn der Staat selbst für ihre Erhaltung sorgte; das heißt: wenn er ihnen Holz, Kost und Kleidung, statt des Geldes gäbe. Schaden hätte der Staat gewis keinen dabei, noch eher Nutzen,

Unter so vielen, welche die ganze Portion ziehen, kann man allzeit wenigstens $\frac{2}{3}$ annehmen, die noch im Stande sind etwas zu arbeiten; als: Flachs, oder Wollspinnen, u. d. gl. Setzte man nun einem jeden der noch einiger massen dazu tauglich ist, etwas bestimmtes aus, das er fürs Armen-

Armenhaus liefern müßte, zahlte man ihm das, was er mehr als sein Ausgesetztes, liefert, zu seinen kleinen Ausgaben, so würde so wohl der Staat, als die Armen selbst besser dabei fahren, als igt. Freilich müßte man nicht zu viel fordern. Müßte es so einrichten, daß jeder für sich immer noch täglich 2, oder 4 Kr. verdienen könnte; dieses würde Aufmunterung zur Arbeit, und die Arbeit die Erhalterin der Ruhe, so wie Müßig die Stöhrerin derselben ist, sein Zimmer beschäftigt, würden sie nicht so viel Anlaß zu Streit und Zänkereien haben, welche igt freilich sehr in Armenhäusern herrschen.

Durch dieses Mittel würde man ihnen auch die Gelegenheit zum Betteln nehmen. Theils würde sie die Arbeit in ihren Zimmern festhalten; theils, würde die Kleidung, die sie als Armenhäusler verriethe, daran hindern; theils hätten sie nie Gelegenheit, die Grenzen der Sparsamkeit zu überschreiten, welches igt nur zu oft geschieht, und darüber man sich nicht allzusehr wundern darf.

darf. Geschieht es doch, daß diejenigen, deren Einkünfte nicht nur zum gemächlichen sondern wohl gar zum überflüssigen Unterhalte reichen, in ihren Ausgaben die Summe ihrer Einkünfte übersteigen; warum soll nicht auch der Arme eines Tages seines Elendes, des künftigen Tages vergessen, und mehr ausgeben können, als er einzunehmen hat. Freilich zeigt ihm der morgende Tag die Thorheit des gestrigen; aber sie ist geschehen; und nun welches Mittel diesen Tag zu leben? — Kein anders, als betteln!

Wenn nun diejenigen, deren Alter, oder Gebrechlichkeit des Körpers sie des Almosens würdig macht; versorgt sind; wenn sie weder Ursache, noch Gelegenheit mehr zu betteln haben, dann muß man auch auf ernsthafte Mittel bedacht sein, jenen, die aus Hang zur Liederlichkeit, und zum Müßiggange die Leute durch ihren Ungestüm belästigen, das Handwerk zu legen. Strengste Aufsicht von der Polizei ist hiezu erforderlich. Angemerkt wenn die Arbeitshäuser

häuser so eingerichtet sind, daß jeder im Stande ist, sich seinen Unterhalt zu erwerben.

Wenn wir die Menge der Bettler, welche ohngeachtet der schärfesten Befehle doch die Leute um Almosen angehen, betrachten; so muß immer ein kleiner Zweifel aufsteigen, ob die Diener der Polizei sich wirklich so ernstlich angelegen sein lassen, die Müßiggänger aufzuheben? Uns scheint es, daß die wachsam sein sollende Polizeidiener ein Paar Augen zu machen, um nicht zu sehen, was sie nicht sehen wollen. Unmöglich kann es ihnen unbewußt sein, daß in den Gasthöfen, sowohl in als vor der Stadt, ganze Schwarm solcher Laugenichse herumstreifen, und die Gäste oft mit Ungeßüm anbetteln; und doch sieht man nie einen Polizeidiener in den Gasthöfen nachsehen. Aber nicht nur allein in Gasthöfen; selbst auf den Strassen, in den Häusern streichen sie herum. Dies ist doch wirklich bei einer so grossen Menge Polizeidienern Nachlässigkeit. Sollte das vollends wahr sein, was man fast überall sagt: daß die Bettler den
Polizei=

Polizeidienern ein gewisses von ihrem eingebettelten Gelde abreichen, um von ihnen nicht aufgefangen zu werden; daß selbst ihre Weiber betteln gehen, so wäre es höchst sträflich *).

Wir

*) Wir sagen hier nur das, was wir gehört haben; selbst ist es uns nicht bekannt. Ueberhaupt sind alle Beschwerden, welche wir sowohl wider das Institut, und hier wider die Polizei anführen, nur die Klage des Publikums, nicht die unsrige. Wir führen sie an, weil wir glauben, daß es besser sei, Meinungen, wenn sie auch einer Sache nachtheilig zu seyn scheinen, öffentlich bekannt zu machen, als, wenn sie heimlich sich verbreiten. Im ersten Falle kann das irrige derselben aufgedeckt, und widerlegt werden; im zweenten verbreiten sich solche Meinungen, ohne daß man Gesetzen

Wir wissen nicht, ob auf jeden eingebrachten Bettler eine Belohnung stehe? Man hat uns dessen versichert. Wenigstens sollte es sein. Freilich wäre es die Pflicht auch ohne Belohnung auf sie wachsam zu sein; aber Belohnungen reizen den Menschen besonders von dieser Gattung mehr, als bloße Pflicht.

Strengste Aufsicht von der Polizei ist nothwendig, wenn man das Betteln ganz aufheben will. Um aber diesen alle Gelegenheit zu benehmen, auch die strengste Wachsamkeit zu hintergehen, wie dies nur sehr oft geschehen kann, so müßten nicht nur allein die Diener der Polizei, sondern
auch

Legenheit hat, sie zu widerlegen; weil oft diejenigen, die es allein thun können, just davon nicht unterrichtet sind, und so erwächst für die gute Sache ein grösserer Schaden, als durch die Publizität solcher Meinungen nie für sie erwachsen wäre.

auch alle andere Einwohner verbunden sein, die Aufhebung der Bettler zu befördern.

Jeder Gastwirth müßte nicht nur allein bei Geldstrafe keinem in seinen Gastzimmern das Betteln gestatten; sondern sogar den Bettler festhalten, und durch die Polizei einführen lassen; ja um sich der Wachsamkeit der Wirthe zu versichern, müßte jeder Bettler, der es selbst anzeigte, er habe in diesem oder jenem Gasthose gebettelt, ohne vom Wirthe angehalten worden zu sein, die Hälfte der Geldstrafe empfangen, welche der Wirth zu zahlen verbunden wäre.

Und so wie es richtig ist, daß es so lange Bettler geben werde, als Allmosenreicher sind; so müßte auch jedes Privatallmosengeben bei Geldstrafe verboten sein. Sind die Veranstellungen so getroffen, daß der würdige Arme versorgt, der zur Arbeit tüchtige mit Arbeit versehen wird, so ist dann jedes Hausallmosengeben kein Verdienst mehr, sondern ein Verbrechen; denn es ist Unterstützung des Müßigganges. —
Wohl:

Wohlgemerkt, daß die Anstalten so sind, daß keiner mit Recht sagen kann: „Ich habe keine Arbeit.“ Jeder also, der Privatallmosen austheilte, müßte in eine Geldstrafe verfallen, und von dieser der Bettler, welcher es angiebt, er habe in diesem, oder jenem Hause, von diesem, oder jenem ein Allmosen erhalten, die Hälfte davon bekommen. Würde man noch die Einwohner anhalten, die Bettler selbst einführen zu lassen, so könnte man um so eher die gänzliche Aufhebung der Bettelei sich versprechen. Denn dadurch würde sich der Bettler vor dem Geber, und dieser vor jenem scheuen. Ersterer würde fürchten eingeführt, und letzterer verrathen zu werden. Und sollten auch einige dem ohngeachtet es wagen zu betteln, so würden sie entweder bald der Polizei eingeliefert werden; oder sie würden, wenn sie sähen, daß ihre Mühe fruchtlos sei, dies Handwerk von selbst aufgeben.

Die aufgefangene Bettler, da sie als faule, den Müßiggang liebende Lungenichtse betrachtet werden können, müßten nicht in
daß

das Zuchthaus unter andere Verbrecher, sondern in die Arbeitshäuser gesperrt werden; wo sie nur für Kost, Wohnung und Kleidung, versteht sich alles schlechter, als jene die sich freiwillig um Arbeit melden, zu arbeiten gehalten wären; auch könnte man sie zum abschreckenden Beispiele beim Eintritt mit Stockschlägen strafen, und ihnen leichte Ketten anlegen. Man müsste sie auf das schärfste anhalten, jeden Tag die gesetzte Arbeit zu liefern, und den nachlässigen jedesmal mit Stockstreichen strafen. Dadurch würde man sie zur Arbeit gewöhnen, den Hang zum müßigen Leben in ihnen ersticken, und sie zu brauchbaren arbeitssamen Gliedern des Staates bilden. Diese Strafe ist nützlicher, als wenn man sie in Zuchthäuser steckt, und unter andere Verbrecher mischt. Sie werden darin gewis nicht gebessert; sondern vielmehr nur verschlimmert. Sie lernen von den andern oft die Laster, die ihnen noch bis izt unbekannt waren, und werden aus kleinen Bösewichtern, grosse.

Wär' kein Zehler, so wär' kein Stehler, ist ein altes aber wahres Sprichwort. Gäß' es nicht Leute, welche solchen Müßiggängern Unterschleif ertheilen, sie würden von sich selbst sich verlihren. Aber es ist gewis, daß vielleicht in manchen Gasthöfen, in manchen Häusern, besonders auf den Gründen, die Wirth zu gut wissen, wen sie beherbergen; es aber des Gewinnes wegen, nicht anzeigen. Wir wissen wohl, daß sehr scharfe Beordnungen dazugegangen sind; aber Verordnungen allein sind nicht immer vermdgend, einem Uebel zu steuern. So lange die Menschen ungestraft die Gesetze übertreten können; oder wenigstens nicht fürchten dürfen, daß ihre Uebertretung verräthen wird, thun sie es gewis, wenn sie einen Gewinn dabei hoffen können. Nächtliche Visitationen sind im Stande, solche Gesindel aufzuheben. Gehehrt aber ist es immer, wenn die Leute schon zwei, oder einen Tag vorher wissen, daß Visitation sein wird. Wozu soll man es den Hausherren, oder Hausmeistern ankündigen; heute wird man visitiren? Diese sagen

sagen es andern; so kommt es im Hause herum, und all die verdächtigen Personen begeben sich indessen entweder auf einen andern Grund, wo keine Visitation ist: oder ausserhalb der Linie, warten da so lange, bis die Untersuchung geschehen ist, und kehren dann an ihren alten Ort zurück. In Chursachsen weiß niemand, wenn visitirt wird. Es geschehen da die Visitationen nicht nur in den Städten, sondern auf dem ganzen Lande; hingegen sind aber auch da die Gastwirthe und Hausinhaber so vorsichtig, oder vielmehr so furchtsam, daß sie keinem, der ohne Paß ist, ein Nachtlager geben. Sie wissen, daß sie keine Nacht vor der Visitation sicher sind, und setzen sich deswegen die Gefahr nicht aus, zehn Rthlr. Strafe zahlen zu müssen.

Eben so wenig soll eine bestimmte Zeit zu Visitationen gesetzt sein. Man muß bald in acht, vierzehn Tagen, oft noch eher, oft auch später Untersuchungen anstellen. Manchmal, in der Stadt, und auf allen Gründen zugleich,

zugleich, manchmal nur auf besondern Gründen. Man muß sich nicht begnügen, nur den Hausmeister zu fragen; ob er niemand Verdächtigen im Hause habe; und auf dessen Versicherung, daß niemand da ist, weiter gehen; sondern überall selbst untersuchen. Dieses ist bei der zahlreichen Garnison in Wien nicht unmöglich, und wird die Leute immer in einer furchtsamen Ungewißheit erhalten, wodurch sie sich hüten werden, den Verordnungen zuwider zu handeln.

Um auch die Gelegenheit unter dem Vorwande eines reisenden Handwerksburschen zu betteln, völlig abzuschneiden, müßte jedem Gewerbe auf das schärfste befohlen werden, alle Gesellen, fremde oder einheimische nicht länger, als höchstens 14 Tage, auf den Herbergen zu dulden, wo diejenigen, die kein Geld haben, von der Lade zu erhalten wären. Fände ein solcher binnen dieser Zeit keine Arbeit, so müßte er vom Handwerke selbst gezwungen werden, die Stadt zu verlassen. Solche Burschen streichen

chen in Menge noch herum, und betteln unter dem Vorwande, daß sie keine Arbeit haben. Sind jung und stark, gewöhnen den Müßiggang, und werden, wirft das Betteln nicht so viel ab, als sie brauchen, ihrer Liederlichkeit nachzuhängen, Diebe.

So glauben wir, könnte vielleicht die Bettelei auf immer aufgehoben, und selbst das vielfältige Stehlen verhindert werden. Denn von einem Gewohnheitsbettler, kann man nichts anders erwarten, als daß er ein Dieb wird, wenn das Betteln nicht hinreicht. So könnten die niedrigen Armen versorgt, die Arbeitslustigen Beschäftigung und Lebensunterhalt, und die Taugenichtse Züchtigung erhalten, wenn alle Anstalten darnach eingerichtet würden, daß keiner billig über Ungerechtigkeit mit Recht klagen könnte.

II.

L i t t e r a t u r.

Realzeitung, Wiener, bei J. Edlen von
Kurzbeck, und Staatsanzeige von den
K. K. Statuten.

Diese Realzeitung, deren Obbenennun-
ten so ziemlich verhältnismäßig mit ihren
Realitäten auf sehr wenige herabgeschmol-
zen sind, ist seit 1785, d. i. seitdem der
gelehrte und fleißige Herr v. Lucca dieselbe
fortsetzt, eine brauchbare Litteratur oder wie
man sie nennt Realzeitung.

Sie zeichnet sich besonders seit dem 9.
und 10. Stücke aus; indem sie aus den merk-
würdigsten Journalen die besten und merk-
würdigsten Thatsachen Auszugsweise liefert.
Dieses ist ein sehr guter Gedanke; denn
dadurch erspart Herr v. Lucca seinen Lesern
die kostbaren periodischen Schriften selbst
zukaufen. Nur war noch zu wünschen, daß
er bei den Citationen derselben auch das

Numero des Heftes anzeigen wollte, damit man um so leichter nachsehen, und dasjenige, was uns insbesondere interessirt, weitläufiger nachlesen könnte. Das nämliche Verdienst des Reichthums an guten Nachrichten und brauchbaren statistischen Materialien haben auch seine Staatsanzeigen, die sich doch wohl länger als bis auf das 12te Hest erhalten sollten, nachdem sie dem österreichischen Politiker unentbehrlich sind. Freilich würde der Professor v. Lucca einen besseren Abjaz gefunden haben, wenn er weniger das, was zu wissen nöthig ist, als vielmehr das, was bloß amüsirt, in seine Schriften gebracht hätte; allein dies ist die Sache eines Gelehrten dieser Art nicht, und leider! — sind wir noch nicht dahin gekommen, daß Statistik und Litteratur allgemeiner unterstützt würden! — Man sieht es in den wenigen Kaffehäusern, wo die Realzeitung gehalten wird, daß man sie nicht stark abnützet; das trockene Zeug sagt man! und doch ist dieses für den Haufen Wiener Leser trocken scheinende Zeug das Beste

ste Schmalz der ausländischen Journalisten, deren Werke in jenen Gegenden wie warme Semmel vergriffen werden, wo es angenehm und nützlich zu seyn geglaubt wird, — eine statistische Uebersicht von den vornehmsten Reichen zu besitzen! — Wir hoffen, Herr v. Lucca wird von seinem Fleisse nicht ablassen, und wenn ihm seine Landsleute auch nicht so, wie er's verdient, danken sollten, so darf er gewis auf den Beifall der Ausländer rechnen.

An den letzten Tag des Jahres. 1784.

Eine Rhapsodie von Pichler (Andreas).

Wenn das Wort Rhapsodie eben soviel, als untereinander ohne Kritik haben bedeutet, so ist gegenwärtiges Gedicht, im Verlage des Hr. Weimar — eine vollständige Rhapsodie, welche doch wenigstens ihrer Son-

derbarkeit wegen gelesen zu werden verdient. Wir fordern die Leser auf, — in folgenden Versen gesunden Menschenverstand zu finden, und so etwas vom gesunden Menschenverstand sollte doch wahrhaftig auch in dem erhabensten Vardenlied zu finden seyn; wir nehmen die wahren Varden Säng-
ger, selbst Hrn. Haschken davon aus. Herr Pichler bleibt tief unter des Hrn. Haschken Geschicklichkeit, wenn er abgeschmakt seyn will.

Denk ich das Elend gehäuft in den ver-
flossenen Tagen (Tagen)

Wo die Natur zu verwüsten begann; wo
die dürftigen Menschen —

Mit erstarrenden Lippen den Himmel das
Unglück zu wenden,

Vaten, hungrich und bloß, in der Un-
schuld des reinsten Wandels;

Wie sie dann unter den Banden, womit
die Flut sie gebunden,

Schmachteten.

Daß

Daß die Flut mit Banden binden kann,
haben wir noch nicht gewußt.

Noch weitunverständlicher; oder eigent-
lich zu reden, läppischer ist die Strophe
Seite 7.

Elyde, klagst du die Kummervolken

Die sich häufen über dich?

Themse, klagst du des Todes Schrecken

Zu den Wetterwolken hin?

Das soll nun feiner Ton, das die poe-
tische Sprache, das ein reiner Vers, das
die Schönheit der Periode seyn!

Nun, hochgeehrte Gäste,

Nun hört, nun kommt das Beste!

Doch

Doch keine Sprache, wars die reinste,
Die Sprache der Vernunft,
Vermag es würdig auszudrücken,
Was tief die Seele fühlt.

Die reinste Sprache, Sprache der Vernunft; — nun freilich ist gerade diese am allerwenigstens fähig, starke Gefühle auszudrücken! — Dies ist hundertmal gesungen worden, dies ist dem aller gemeinsten Dichter bekannt. Daher das Stillschweigen. Daher das Stottern, die abgebrochenen Worte der starken Rührung! — Allein dieser Dichter kennt wohl weder die Theorie der Empfindungen noch die Schriften der bessern Dichter, noch die reine Sprache der Vernunft, noch sonst etwas, was ein erträglicher Poete kennen sollte! —

Rheinische Thalia.

Von dieser versprochenen periodischen Schrift ist uns ausser der Ankündigung noch nichts zu Gesichte gekommen; allein auch diese Ankündigung scheint uns wichtig genug zu sein, sie unserer Kronik einzuverleiben. Besonders, weil sie einige Lebensumstände des Herrn Verfassers selbst enthält, der sich in Deutschland als ein wahres Dichtergenie durch seine Trauerspiele ankündigte. Es ist der Verfasser der Räuber, Fieskos Verschwörung in Genua, und des letztern neuesten Stückes: Kabale und Liebe. In diesen dramatischen Gedichten kommen Szenen vor, welche sich mit den stärkeren Shakespear messen dürften; aber im Ganzen ist der Plan eben so sehr vernachlässigt, als bei Shakespear selbst. Da nun zur Ankündigung seiner Rheinischen Thalia. Nach so vielen Journalen gelehrten und empfindsamen Zeitungen, welche Deutschland von Jahr zu Jahr überschwemmen, bin ich ungewiß, wie das Publikum diese neue Einladung aufnehmen wird. Zu oft geschah

geschah es, daß hinter die heiligen Worte Patriotismus und allgemeines Beste die Spekulation eines Kaufmannes sich flüchtete. Der Rezeß meiner Vorgänger (nur einige will ich ausnehmen,) hat der Liebhaber abgeschreckt. Sie haben, wie Malbeth seine Heren beschuldigt, unserem Ohr gehalten, aber unsere Hoffnung gebrochen. Blindes Vertrauen des Publikums ist das einzige, woran ich noch appelliren kann, — dieses vielleicht zu gewinnen, erlaube man mir eine Ausschweifung.

Ich schreibe als Weltbürger, der keinem Fürsten dient; fröhe verlor ich mein Vaterland, um es gegen die große Welt auszutauschen, die ich nur eben durch die Fernröhre konnte. Ein seltsamer Mißverstand der Natur hat mich in meinen Geburtsort zum Dichter verurtheilt. Neigung zur Poesie beleidigte die Gesezze des Instituts, worinn ich erzogen ward, und widersprach dem Plane seines Stifters. Acht Jahre rang mein Enthusiasmus mit der militärischen Regel, aber Leidenschaft für die

die Dichtkunst ist feurig und stark, wie die erste Liebe. Was sie ersticken sollte, fachte sie an. Verhältnissen zu entfliehen, die mir zur Folter waren, schweifte mein Herz in eine Idealwelt aus, — aber unbekannt mit der wirklichen von welchen mich eiserne Stäbe schieden; unbekannt mit den Menschen, denn die vierhundert die mich umgaben, waren ein einziges Geschöpf, der getreue Abguss eines und eben dieses Modells, von welchem die plastische Natur sich freierlich lössagte, — unbekannt mit den Neigungen freier sich selbst überlassener Wesen, denn hier kam nur Eine zur Reife, eine, die ich jezo nicht nennen will; diese übrige Kraft des Willens erschafte, indem eine einzige sich konsultivisch spannte; jede Eigenheit, jede Ausgelassenheit der tausendfach spielenden Natur gieng in dem regelmäßigen Tempo der herrschenden Ordnung verloren. Unbekannt mit dem schönen Geschlecht, (die Thore dieses Instituts öfnen sich, wie man wissen wird,) Frauenzimmern nur, eh sie anfangen, interessant zu werden, und wenn sie aufgehört haben, es

zu sein! — unbekannt mit Menschen und Menschenschicksal, mußte mein Pinsel nothwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war, dem ich nur darum Unsterblichkeit wünschen möchte, um das Beispiel einer Geburt zu verewigen, die der Naturwidrige Beischlaf der Subordination und des Genius in die Welt setzte. — Ich meine die Räuber.

Das Stük ist erschienen. Die ganze sittliche Welt hat den Verfasser als einen Beleidiger der Majestät vorgefordert. Seine ganze Verantwortung sei das Klima unter dem es geboren ward. Wenn von allen den unzähligen Klagschriften eine einzige mich trifft, so ist es diese, daß ich zwei Jahre vorher mich anmaßte, Menschen zu schildern, eh mir noch einer begegnete.

Die Räuber kosteten mir Familie und Vaterland. — In einer Epoche, wo noch der Ausspruch der Menge unser schwankendes Selbstgefühl lenken muß, wo das warme Blut eines Jünglings durch den freundlichen Sonnenblick des Beifalls munterer fließt, tausend einschmeichelnde Ahndungen künftiger Größe seine schwindelnde Seele umgeben, und der göttliche Nachruhm in schöner Dämmerung vor ihm liegt, mitten im Genus des ersten verführerischen Lobes, das ungehopt und unverdient, aus entlegenen Provinzen mir entgegen kam, untersagte man mir in meinem Geburtsort bei Strafe der Bestung, zu schreiben. Mein Entschluß ist bekannt — ich verschweige das übrige. Weil ich es in keinem Falle für anständig halte, gegen denjenigen mich zu stellen, der bis dahin mein Vater war. Mein Beispiel wird kein Blatt aus dem

Vor=

Loorbeerkrantz dieses Fürsten wissen, den die
Ewigkeit nennen wird. Seine Bildung —
— Schule hat Glück mancher Hunderte ge-
macht, wenn sie auch gerade das meinige
versehlt haben sollte.

Nunmehr sind alle meine Verbindun-
gen aufgelöst. Das Publikum ist mir izt
alles, mein Studium, mein Souverain,
mein Vertrauter. Ihm allein gehöret' ich
itzt an. Vor diesem und keinem andern
Tribunal werd ich mich stellen. — Dieses
nur fürcht ich und verehret' ich. Etwas
Großes wandelt mich an bei der Vorstel-
lung, keine andere Fessel zu tragen, als
den Ausspruch der Welt — an kein andern
Thron mehr zu appelliren, als an die
menschliche Seele.

Es befremdet vielleicht auf dem Anzeigebblatt eines Journals die Jugendgeschichte eines Verfassers zu finden, und doch war kein Weg natürlicher, den Leser in das Innere meiner Unternehmung zu führen, als wenn ich ihm die Bekanntschaft der Menschen machte, der sie ausführen soll.

Der Rheinischen Thalia wird jeder Gegenstand offen stehen, der den Menschen im allgemeinen interessirt, und unmittelbar mit seiner Glückseligkeit zusammen hängt. Also alles, was fähig ist, den sitrlichen Sinn zu verfeinern, was im Gebieth der Schönen liegt, alles was Herz und Geschmack veredeln, Leidenschaften reinigen,
und

und allgemeine Volksbildung wirken kann,
ist in ihrem Plane begriffen.

I. Gemälde merkwürdiger Menschen
und Handlungen.

II. Philosophie für das handelnde
Leben.

III. Schöne Natur und schöne Kunst
in der Pfalz.

IV. Deutsches Theater.

V. Gedichte und Rhapsodien, Frag-
mente von dramatischen Stücken.

VI. Beurtheilungen wichtiger Männer
und Schriften.

VII. Geständnisse von mir selbst.

VIII. Korrespondenzen — Anzeigen —
Miscellanien.

Jeden

Jeden 2ten Monat wird ein Heft von 12 Bogen in groß 8. broschirt und mit einem Umschlag geliefert. Mannheim den 11. Nov. 1784.

F. Schiller.

Wir wünschen Herrn Schillern, daß er diejenige Unterstützung fände, welcher er werth ist. Wäre er ein Britte oder ein Franzose, so dürfte es uns um sein Glück nicht bange sein. Allein in Deutschland ist des Adels nur noch ein sehr geringer Theil, der sich nicht schämt, die Geistesfrüchte seiner Landsleute zu nützen, wiewohl sie die Ausländer selbst zu schätzen anfangen. Der Bürger war bisher fast der alleinige Beförderer der deutschen Literatur.

Berlin

Berlinische Monatschrift.

Wenn sich eine periodische Schrift durch interessante Gegenstände, welche sie aufnimmt; und scharfe Kritik, womit sie dieselbe bearbeitet, vor dem Schwall der periodischen Werke, die das letzte Viertel des periodischen 18ten Jahrhunderts überschwemmen, auszeichnet, so ist es dies von Gedike und Wiesner heransgegebene Journal. Wir haben gleich in der Ankündigung unserer Kronik Auszüge aus den so mancherlei Journalen versprochen, und würden, wenn wir Wort zu halten jederzeit im Stande gewesen wären, durch diese unchristliche Plünderung, den christlichen Nutzen verschafft haben, manche Zeitschrift unseren Lesern entbehrlich zu machen. Es müßte sehr schlecht um den Kopf des Verfassers, der ein Buch macht, (und an Tag- u. Wochen- und

und Monatschrift pflegen mehrere Köpfe Theil zu nehmen! —) stehen, wenn er seine Leser für ihre Auslagen nicht auf irgend eine Art schadlos zu halten, wenn er sein Buch die wenigen Groschen, die dafür ausgelegt werden, nicht werth zu machen wüßte. Noch mehr müßte aber eine Schrift werth sein, (wir wollen nicht untersuchen, in wie fern dieser Plan an die Moralität stößt und sich mit der Redlichkeit des Menschenfreundes verträgt, oder nicht?) die alles das, was in allen Journalen das beste und brauchbarste ist, sammeln, und unter dem Titel: Kern aller Journale, oder unter einem andern, der noch anlobender wäre, herausgabe, es aber mit oder ohne Noten in einer solchen Ordnung dem Publikum vorlegte, die wir geheim halten wollen, weil sie viel zu reizend sein würde, um nicht manche Verleger zur Ausführung dies

ses Gedankens zu bewegen, bevor unser Gewissen darüber das Endurtheil gesprochen hat: Ob Auszüge und Nachdrücke dieser Art, die Verleger der Journale auch wirklich ausbögen, oder ihrer Haut unbeschadet, und unbeschadet der Moralität eines guten Menschen, dem Unternehmer dennoch frommen dürfte? Erlaubt unser Gewissen diesem Brodreichen Plane zu folgen, nun so können wir ja selbst guten Gebrauch davon machen. Wo nicht, so wollen wir fremde Flüche nicht umsonst auf unsern Rücken laden.

III.

Anekdoten.

Die schweigende Akademie der Gelehrten.

Zu Amadan war eine Akademie der Gelehrten, deren erstes Gesetz den Mitgliedern befahl: viel zu denken, wenig zu schreiben, und so wenig, als möglich, zu reden: man nannte sie, die schweigende Akademie. Jeder Gelehrter in Persien geizte nach der Ehre, ihr Mitglied zu sein. In einem entfernten Winkel dieses Reiches hörte Doktor Zeb, daß eine Stelle ledig sei. Er reiste nach Amadan; reichte dem Thürsteher der Akademie seine Bittschrift ein, worinn nur diese wenige Worte standen: Doktor Zeb bittet unterthänig um

die entledigte Stelle. Der Thürsteher übergab die Witschrift dem Präsidenten; und dieser bedauerte, daß Doktor Zeb schon zu spät gekommen sei.

Die Akademie hat sich verführen lassen, einem Schöngeiste vom Hofe, dessen lebhaftere Beredsamkeit und glänzender Witz von ganz Anadan bewundert wurde, die Stelle zu geben. Der Präsident, und die übrigen Mitglieder bedauerten den Doktor Zeb, der ein grosser Gelehrter war, abweisen zu müssen. Man berathschlugte sich lange, wie man diesem verdienstvollen Manne die abschlägige Antwort ertheilen sollte. Endlich befahl der Präsident ihn vorzulassen. Doktor Zeb erschien mit derjenigen Mine des Verdienstes, das seinen eigenen Werth zwar kennt, aber nicht stolz
darauf

barauf ist. Der Präsident nahm eine Flasche, füllte sie mit Wasser an, aber so voll, daß kein Tropfen mehr Raum darin hatte, ohne überzulaufen. Diese stellte er dem Doktor vor, ohne ein Wort zu reden. Zeb merkte, daß der Präsident dadurch sagen wollte: so voll diese Flasche ist, daß kein fremder Tropfen mehr hineinkann, eben so voll ist die Zahl unsrer Mitglieder. Zeb, der sehr scharfsinnig war, schwieg. Er hob ein Rosenblatt von der Erde, legte es so behutsam auf die Oberfläche des Wassers, daß nicht $\frac{1}{4}$ Tropfen, wenn wir so sagen dürfen, austrat, und reichte wieder die Flasche dem Präsidenten hin, ohne ein Wort zu sagen. Der Präsident und alle merkten, was Zeb damit wolle. Sie bewunderten die Gegenwart und den Scharfsinn seines Geistes. Sie verstanden, daß Zeb ihnen hiemit zu verstehen gebe: eben
so

so gut, als dieses Rosenblatt noch Raum in der Flasche habe, ohne einen Tropfen daraus zu verdrängen, eben so gut sei noch für ihn in der Akademie eine Stelle übrig. Der Beifall war allgemein, und es wurde beschlossen in Ansehung seiner von der gesetzten Zahl der Mitglieder eine Ausnahme zu machen. Zeb ward angenommen, und ihm stillschweigend das Buch gereicht, worin er seinen Namen schreiben sollte; denn das mußte jeder thun, der darinn aufgenommen wurde. Alles war nun fertig, und es blieb ihm nichts mehr übrig, als der Akademie durch eine kurze Phrasis seinen Dank zu sagen. Aber Zeb, als ein wahres Mitglied der schweigenden Akademie, dankte, ohne ein Wort zu reden. Er schrieb die Zahl der Mitglieder 100, und setzte voran eine Null, zum Zeichen, daß ihr Ruhm durch seinen Zuwachs eben so wenig

wenig vermehret werden wird, als die Nulle vor der Einheitsziffer die Zahl vergrößere. Diese Bescheidenheit zog ihm wieder den allgemeinen Beifall zu; und der Präsident dankte ihm, indem er vor der Nulle, einen Einsler setzte, dadurch anzuzeigen, daß igt der Ruhm der Akademie zehnmal größer sein werde.

D e r T h r o n .

Behloul, der halb Philosoph und halb Narr war, hatte deswegen auch die Freiheit, dem Kalife Haroun Alraschid öfters treffende Wahrheiten sagen zu dürfen: denn Narren haben immer grössere Vorrechte als Weise. Einst da im Audienzzimmer die Grossen versammelt waren, und den Kalife, der Gericht halten wollte, erwarteten, kam auch Behloul hinein. Da er alle Plätze besetzt sah, stieg er auf den ledigen Thron, und setzte sich darauf. Allein seine Herrlichkeit dauerte nicht lange. Die Thronhüter peitschten ihn bald herab, und Behloul, dem sein kurzes Kalifat so viele Schlä-

ge zuzog, weinte noch für Schmerzen, als der Kalife eintrat. — „Was weinst du?“ fragte er ihn. Beherrscher der Gläubigen, antwortete Behloul, ich beweine die schreckliche Züchtigung, die dir drohet. Ich wurde mit so vielen Streichen geschlagen, weil ich nur einen Augenblick auf diesem gefährlichen Platz, auf deinem Throne saß; urtheile nun, was der Himmel dir für eine Strafe aufbehalten hat, der du schon so lange darauf sizdest; denn so ein guter Fürst, als du bist, so hast du doch mehr Übels gethan, als ich.

Beschluß

B e s c h l u ß

des zweiten Bandes der Wiener-Kronik.

Aus wichtigen Ursachen, — und die wichtigste darunter ist wohl diese, unsere Schrift den Lesern so interessant, als möglich zu machen — haben wir beschlossen, unsere Wiener-Kronik in eine Monatschrift zu verwandeln. Uneingedenk dessen, daß der Autor nicht alle Tage bei guter Laune ist, und schreiben muß er doch, wenn einmal die Woche zu Ende geht, und er eine Wochenschrift zu liefern versprochen hat; uneingedenk dessen, daß mancher Aufsatz abgekürzt, mancher gar weggelassen, mancher vom Sensor — der auch nicht alle Tage bei guter Laune ist, — weggestrichen wird, wobei alsdann der Verfasser mit dem

er-

ersten, dem besten Aufsatze die vom Censor gemachte Lücke wieder ausfüllen muß, um dem Publikum, oder dem Verleger die gehörige Porzion, oder Quantität Papier zu liefern; — uneingedenk aller dieser Unbequemlichkeiten, so laufen auch oben drein alle Tage nicht die interessantesten Nachrichten ein; — man ist froh, nur etwas zu haben: es sei, was es wolle; und alles dieses ist, wie uns dünkt, bei einer Monatschrift nicht zu befürchten. Man hat Zeit, einen Aufsatz mehrmal zu überlesen, aus den eingekommenen fremden Berichten, eine gute Wahl zu treffen; die Kritik über Polizei und andere Anstalten durch gelegentliche Selbstbeaugenscheinigung, wenn dieses Wort nicht zu hart klingt, kritischer und richtiger zu verfassen; und mit der Censur, so viel sich füglich thun läßt, zu capituliren.

Dies

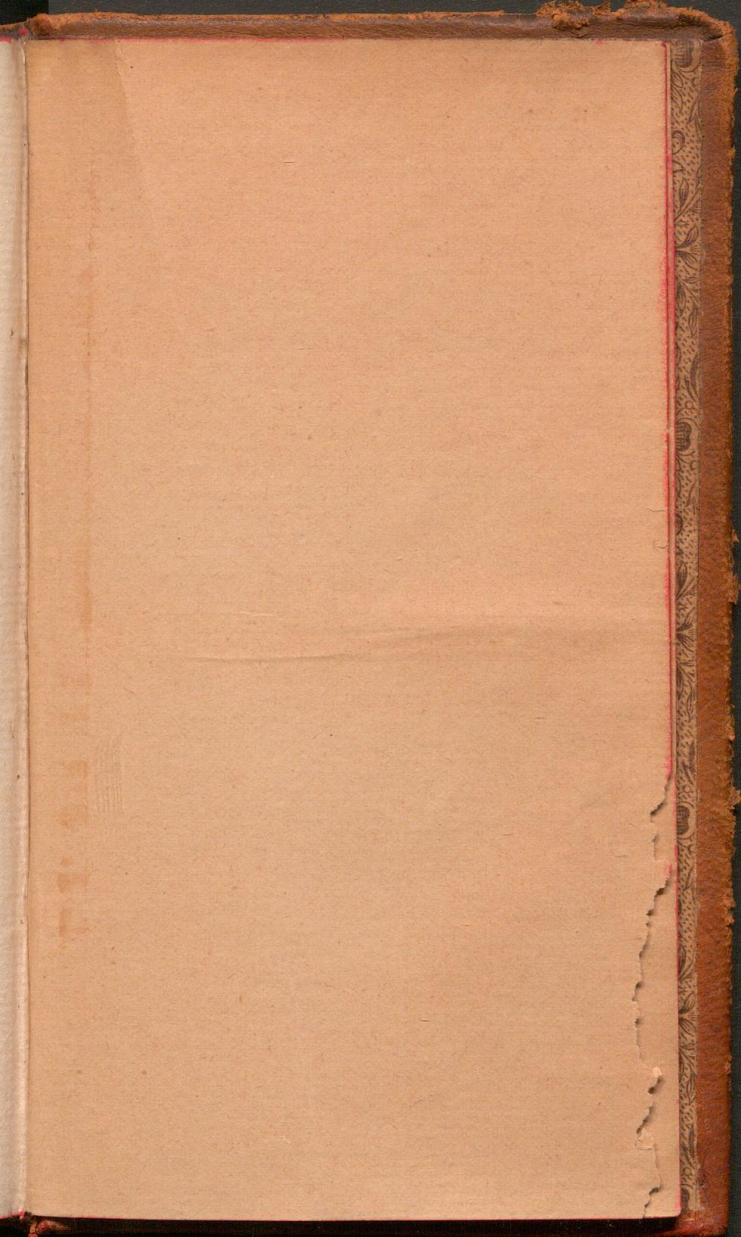
Diese Monatschrift soll künftig zwar nicht in dem Titel, aber in verschiedenen Punkten einigen Abänderungen unterworfen sein. Erstens bleiben alle Theaterkritiken und Rezensionen weg; oder kommen höchstens nur bei den wichtigsten Gegenständen vor. Was ist es dem Publikum daran gelegen, ob die Autoren sich einander verfeuern? Ueberhaupt ist Toleranz eine gute Sache. Dagegen wird die Politik und Statistik mehr Raum gewinnen: hier sollen alle merkwürdige Fakta und Anzeigen, mit kritischen Anmerkungen begleitet, Platz greifen. Alle Einrichtungen in den k. k. Staaten mit unseren Meinungen hierüber. Versteht sich mit derjenigen gehörigen Bescheidenheit, welche den vernünftigen Schriftsteller von dem bramarbasirenden Tollkoppf auszeichnet. Auch wenn man Wahrheiten sagt, muß man nie vergessen, wem man sie sagt.

Länder=

Länderkunde der österreichischen Staaten. Die Erzeugnisse aller Provinzen, die merkwürdigsten Vorzüge, die eins vor dem andern hat, und eine gedrängte Geschichte derselben. Nachrichten aus den k. k. Staaten, die sowohl ins politische, als gottesdienstliche Fach einschlagen. Hier haben wir Korrespondenzen, die uns in diesen Artikkeln mit ihren Beiträgen unterstützen. Auch der Prediger wollen wir nicht vergessen. Sie sollen uns nicht schläfrig werden. Wir wollen sie fleißig besuchen, und dem Publikum von ihren Progressen alle Monate den Bericht abstaten. Nicht wie bis igt in Auszügen der Predigten, sondern in ganz kurzen Kritiken, Anekdoten, und Charakterzüge, Moralisch=philosophische Aufsätze.

Am ersten Mai wird das erste Heft zu 5 höchstens 6 Bogen (stärker soll nie ein Stük werden) zuverlässig erscheinen. Wer uns mit guten Beiträgen beehren will, kann selbe unter der gewöhnlichen Adresse wie bis igt sie an uns eingeschikt wurden, einsenden.

F r a n z K e b u,
der Herausgeber.





27
655/2



